Reisebilder
aus der
Schweiz und Italien.

Von

Friederike Bremer.

Deutsch von Dr. G. Fink.

Dritter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1861.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Zehnte Station.

Eine Woche in Genua. Volksleben. Paläste. Italienische evangelische Kirche. Reise nach Spezzia. Blick auf den sardinischen Staat. Pisa. Aeußeres der Hospitäler. Pisa einst und jezt. Der hängende Thurm. Catarina Ferucci. Die italienische Frau. Rosa Ferucci. Die Cathedrale und San Piso. Florenz. Leben. Kunst. Schönheit. Die Specola. Galilei. Die Tribuna. Toscana einst und jezt. Von Florenz über Siena nach Rom.

Genua, 25. October.

Ich kam nicht über Novara. Ich hatte bloß die Befriedigung dieses hübsche und sehr lebhafte Städtchen, das hoch und mitten unter schönen Alleen liegt, wie auch das Feld zu sehen wo die lezte große Schlacht zwischen Carl Albert und Radetzky geschlagen wurde. Man zeigte mir das Haus wo der König seine Wohnung nahm, und von wo aus er, unmittelbar nach seiner Abdankung, in sein freiwilliges Exil ging. Ich mußte am Abend nach Turin zurückkehren. Am folgenden Tag war der Verkehr wieder hergestellt und ich fuhr auf der Eisenbahn nach Genua.

Die Locomotiven auf Schweizer Eisenbahnen haben Namen wie Wilhelm Tell, Stauffacher, Winkelried, Grütli und andere solche nationale Benennungen.

In Italien heißen sie: Alfieri, Dante, Tasso, Vico, Volta, Galilei, Manzoni u. s. w., sehr symbolisch für den verschiedenen Genius der beiden Länder. Die Locomotive die mich nach dem Süden führte hieß Arno. Der Morgen war herrlich, und herrlich schien mir die grüne fruchtbringende Erde als ich darüber hineilte, und die aufsteigende Sonne die große Alpenkette und ihre Riesenhäupter mit dem prachtvollsten Roth und Gold beleuchtete. Wir fuhren an Asti vorbei, der Geburtsstadt Alfieri's, deren berühmten Wein ich schon in Turin zu kosten das Vergnügen gehabt hatte, und an Alessandria, das gleich Asti stark im Zunehmen begriffen ist.

Je näher wir an Genua kamen, um so hügeliger wurde das Land und um so bewundernswürdiger daher auch die Eisenbahn — es waren manchmal Viaducte da die wie Ziegen kühn von Fels zu Fels über die Abgründe springen. Wir erreichten Genua Nachmittags. Ich nahm eine Cittadina, d. h. ein kleines Genueser Chaischen, das mich eine volle halbe Stunde in der Stadt herumführte, wahrscheinlich in der Absicht auf höhere Bezahlung; inzwischen machte mir das viel Vergnügen, weil es Sonntag war und die ganze Bevölkerung Genua's auf den Straßen zu sein schien. Auf allen Wegen sah man die Leute lustwandeln, alle wohlgekleidet und lauter heitere Gesichter. Ein durchsichtiger schneeweißer Gazeschleier flatterte von den Köpfen der Damen herab, mit goldenen Nadeln oder Zierrathen in ihr schönes dunkles Haar befestigt, unter welchem schöne dunkle Augen hervorfunkelten. Die Straßen und Spaziergänge waren gedrängt voll. Alles sah festlich aus.

Ich holte bei Madame B. meine junge Landsmännin Jenny Lind ab, die jedoch nicht unsere große Künstlerin mit der herrlichen Stimme ist, sondern ein gutes Mädchen, hübsch und blühend gleich Hebe, wie viele schwedische Mädchen. Wir erhielten zwei allerliebste Stübchen mit Mosaikböden und der schönsten Aussicht auf Hafen und Meer im Hotel de Ville, über vier Treppen. Dieß war etwas hoch, aber die Treppen sind von weißem Marmor und sehr bequem. Das Hotel war ein Palazzo Grimaldi, und man steigt gerne ein wenig, um eine solche Luft und eine solche Aussicht zu bekommen. Jenny, ich und einer der jungen Norweger die mich hieher begleiteten, verbrachten den Abend behaglich bei einer Tasse Thee, plauderten vor der offenen Glasthüre des Balcons und erfreuten uns der Aussicht auf das Meer und den weiten Horizont, der jeden Augenblick von flammenden Blizen ohne Donner erleuchtet wurde. Die Luft war erfrischend und lieblich.

Nach einer Woche in Genua.

Man könnte lange hier leben und beständig neues Vergnügen finden. Das Volksleben ist eigenthümlich und viel Schwung darin. Die Gazeschleier oder, wie man sie nennt, Pezzetti der Frauenzimmer geben ihren Köpfen einen ungemein pittoresken Character, obschon diese im Allgemeinen nicht schön sind; aber das Pezzetto verleiht ihnen Grazie und Reiz; es hat auch wirklich keinen andern Zweck als diesen, denn es bedeckt nichts, es wirft nicht einmal einen Schatten über das Gesicht, sondern flattert von der Krone herab über die Schultern und den Rücken.

In den Straßen sieht man allenthalben lebhafte Bewegung — Gewerbe, Wohlstand, keinen Bettler. Die Leute schwazen, kaufen und verkaufen, lachen, essen Maccaroni und Farinella, einen sehr feinen Kuchen aus Erbsenmehl und Oel. Die Arbeiter sind kräftig und wohlgebaut — hübsche Leute.

Weiße Marmorpaläste mit Lorbeer- und Orangenbäumen in ihren Höfen schimmern auf allen Seiten hervor. Die am Hafen liegenden Paläste sind jezt beinahe sämmtlich in Gasthöfe verwandelt, und einige sehen von außen beinahe wie Diebshöhlen aus, haben aber drinnen Marmortreppen und große prächtige Zimmer. So unser Palazzo Grimaldi, wo man die Treppen auf und ab, die von oben bis unten ganz prachtvoll sind, mehr fliegt als steigt. Innerhalb der Stadt sind die Paläste noch immer im vollen Glanz und gehören wohlhabenden alten und mächtigen Familien, welche sie jezt zu renoviren und auszuschmücken anfangen, um einigermaßen der democratischen Zeitströmung Rechnung zu tragen, die über die ehemals aristocratische Republik hereinzubrechen droht. Aber Genova la Superba verdient ihren Namen noch heutigen Tags, weil sie am Ufer des Mittelmeers wie eine Fürstin unter den Städten liegt, mit ihren stolzen Palästen und Lorbeerhainen, mit einem Hintergrund von Hügeln, und vor ihr die See, über welche sie aus ihrem weiten halbkreisförmigen Hafen mit starkem, festem Blicke zu gebieten scheint. So lenkte ihr größter Sohn, Columbus, während er mit seinem geistigen Auge darüber hinschaute, seine Blicke auf die neue Welt; so erhob Andreas Doria, der Landesvater genannt, von der Terrasse seines Mar-

morpalastes, in den Mirten- und Orangenhainen die er selbst gepflanzt, sein graues Haupt im stolzen Bewußtsein der Größe seines Landes und seines im Dienste desselben vollbrachten Lebens. Fiesco, der kühne Parteiführer, muß die genuesische Republik mit demselben stolzen, kühnen Blick umfaßt haben, als Schiller ihn ausrufen ließ: „Du mein!" Die mächtigen Geister der ersten Republik haben hier sichtbare Spuren hinterlassen, und obschon die stolze Genua ihre republicanische Unabhängigkeit verloren hat und jezt nur noch eine sardinische Stadt ist, so ist sie gleichwohl noch immer eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Städte Italiens. Ich will jezt mit ein Paar Worten erzählen was ich da gesehen habe, und vor Allem von der Villa Pallavicini.

Diese ist ein in einen Lustgarten umgeschaffener Hügel mit Tempeln, Ruinen, drei Eremitenzellen, Schweizer Sennhütten und allen Arten von Gebäuden, da und dort zerstreut unter Hainen, Felsen, Seen, ohne Plan oder Methode, wie von einem halbbetrunkenen genialen Baumeister. Mein Führer wiederholte beständig: „Une belle exposition!" und von den Ruinen, Grabmälern oder Tempeln: „Tout est vieux, tout est neuf," welcher Ausdruck in der That besagen mochte daß die Pläne und Zeichnungen alt, die Gebäude aber neu seien. Das Schönste an der Villa schien mir jedoch die Aussicht zu sein welche sie von ihren Lorbeerhainen aus über Genua und die See gewährt. Das Merkwürdigste war nach meiner Ansicht die künstliche Grotte von natürlichen glänzenden Tropfsteinen, in deren dunklem Gewölbe wir auf einem kleinen Boot herumruderten und auf

einen See von klarem Wasser hinauskamen, an dessen Ufern Kioske, Obeliske, Pagoden u. dgl. stehen. Es ist eine wahre Zauberscene, besonders wenn man aus dem düstern Tropfsteingewölbe in den kleinen See auf dem Gipfel des Hügels kommt und das Auge über das unendliche, herrliche blaue Meer hinschweift. Es ist ein Wunderwerk das der höchsten Art von Schönheit angehört. Seltene Blumen und Bäume, Porcellanbänke, alle Arten von ornamentalen Curiositäten, in den Gängen und Hainen umher zerstreut, sind kleinere Ueberraschungen die man überall finden kann, ebenso Wasserkünste die den umherwandelnden Fremden unerwartet besprizen. Zwei Tempel von blendend weißem Marmor sind von unbeschreiblicher Schönheit.

Die Villa Pallavicini ist die Perle dieser Art von Prachtvillen, und jeder Kunstfreund schuldet ihr seinen Besuch. Der Tag war schön und unsere Führer außerordentlich höflich und freundlich; es schien ihnen Vergnügen zu machen die hübsche Jenny, die sich nach einer schweren Krankheit noch nicht sehr mit Gehen anstrengen durfte, in einer Sänfte zu tragen.

Zum Zweiten will ich von dem Corso von Genua sprechen, der großen Promenade, wo die schöne Welt der Stadt ihre heirathsfähigen Töchter und heirathslustigen jungen Männer der Beobachtung darbietet; denn socialer Verkehr und sociales Leben ist in Genua nicht vorhanden. Die jungen Damen die ihren Eltern oder Verwandten feil sind, promeniren auf dem Corso, wo sie von jungen Männern gesehen werden und dieselben ebenfalls sehen können, wenn sie es wagen ihre Augen aufzuschlagen. Hat eine von ihnen die

Aufmerksamkeit eines jungen Mannes angezogen oder Wohlgefallen in seinen Augen gefunden, so zieht dieser bei ihren Bekannten oder Verwandten Erkundigungen über das Vermögen das sie besizt oder zu hoffen hat und die Verhältnisse ihrer Familie ein. Fällt Alles nach Wunsch aus, so tritt er als Freier auf. Die Bekannten der jungen Dame haben inzwischen ihre Erkundigungen über seine Stellung, Geldangelegenheiten u. dgl. eingezogen, und ist das Ergebniß befriedigend, so wird sie von der beabsichtigten Verbindung in Kenntniß gesezt, wobei man ihre eigenen Wünsche sehr selten befragt, sondern die beiden Familien Alles unter sich abmachen. Dann werden die jungen Leute verlobt, ohne daß sie einander näher kennen gelernt haben. Hochzeit und eheliche Glückseligkeit kommen hernach. Doch auch in diesen Beziehungen soll es jezt besser geworden und das Cicisbeat soll nicht mehr so allgemein sein.

Wir bemerkten daß diese Art von Markt auf der Concordiaterrasse abgehalten wurde, als wir vor einigen Tagen mit Frau B. dort waren. Die Promenade war gedrängt voll. Die heirathsfähigen Töchter gingen zwei und zwei vor den Eltern her, verschämt zu Boden schauend, des Zweckes ihres Hierseins ein wenig bewußt und weder nach rechts noch nach links blickend. Die seidenen Kleider waren prächtig und einige Pezzetti wurden mit vieler Anmuth getragen. Sie sind ein unvergleichlicher Schmuck für junge und schöne Gesichter. Früher war diese Art von Schleier allgemein, selbst in den höchsten Classen, aber jezt tragen viele Damen Hüte. Die Herren waren sehr zahlreich und schauten den pro-

menirenden Fräulein fleißig nach. Ich wünschte ihnen einen guten Markt.

Die Läden von Genua, besonders die Juweliersläden, haben noch immer ein altmodisches Aussehen, sind klein und dunkel, scheinen aber gut ausgestattet zu sein und viele Geschäfte zu machen. Ein Hauptvergnügen des Volkes scheint darin zu bestehen daß es sich auf den Promenaden ergeht und den kirchlichen Festen nachzieht.

Genua ist stark catholisch, wie man aus der großen Menge von Priestern, Kirchen und Klöstern ersehen kann. Jeden Morgen um drei Uhr beginnen die Glocken von unzähligen größeren und kleineren Kirchen einen förmlichen Alarm, der eine ganze Stunde währt. Abends wird dieses Geläute von Neuem aufgeführt. Es ist nicht melodisch, doch klingt es hübsch und schallt lebendig durch die Luft, die vom Meer her frei und frisch ist. Ueberhaupt ist sie hier sehr angenehm, nur allzu lebhaft, denn es scheint mir daß meine Nerven davon aufgeregt werden. Das Wetter ist jezt so warm daß wir Nachts bei offenem Fenster schlafen und nur die Jalousien schließen.

Aber so catholisch Genua ist, so befinden sich doch derzeit fünf protestantische Kirchen in der Stadt. Eine von ihnen gehört dem italienischen Zweig der Waldenserkirche. Sie steht unter der Obhut eines ehemaligen Advocaten Mazarella, eines Mannes von glühendem Eifer und ausgezeichneter Beredsamkeit, den ich zu hören hoffe. Diese italienische evangelische Kirche ist dadurch eigenthümlich daß sie bis jezt noch keine bestimmte Glaubensformel hat; sie begnügt sich damit das Evangelium zu predigen und Christum

als Erlöser und Heiland zu verkündigen, sowohl für die Gesellschaft im Allgemeinen als für jeden einzelnen Menschen. Denjenigen welche Mitglieder dieser Kirche zu werden wünschen wird bei der Aufnahme die Frage vorgelegt: „Glaubst Du an unseren Erlöser Jesum Christum und an sein Evangelium?" Antwortet der Candidat bejahend und mit einem Nachdruck der von aufrichtigem Glauben zeugt, so wird er aufgenommen. Ohne sich mit socialistischen Theorien zu befassen, legt die Gemeinde ein warmes Interesse für die Befreiung Italiens an den Tag und glaubt daß dieselbe durch eine religiöse Wiedergeburt zu erlangen sei. Und in dieser Beziehung hat sie wahrscheinlich Recht. Sie wartet auf eine bestimmte Eingebung oder auf einen inneren Beruf, ehe ihre Dogmen klarer definirt werden können. Und in dieser Beziehung hat sie gewiß ebenfalls Recht.

Am 1. November.

Das Gerücht von einem Mazzinischen Ausbruch in Genua in Folge der Hieherschaffung einiger politischen Gefangenen aus Neapel hinderte mich Signor Mazarella's Kirche zu besuchen. Der Bankier Delarue, der mir viel Güte und Aufmerksamkeit bewiesen hat, rieth mir sehr nicht nach dieser Seite der Stadt zu gehen. Inzwischen blieb Alles ruhig, und ich sah weder einen italienischen Ausbruch, noch hörte ich eine italienische Predigt in der italienischen evangelischen Gemeinde, und was noch schlimmer ist, ich werde auch in Zukunft keine hören, weil ich morgen Genua verlasse.

Viele alten Familien hier sind mit dem Anschluß

Genua's an Piemont unzufrieden, und träumen noch immer davon die Stadt und ihr Gebiet zu einer unabhängigen Republik zu machen — ein Traum der Größe alter Zeiten, wobei sie nur die gegenwärtige Zeit nicht begreifen, und, gleich der englischen Aristocratie, nicht einsehen daß sie durch thätige Theilnahme an der Entwicklung des Staats groß zu werden suchen müssen. Die genuesischen Fürsten bauen ihre Paläste und Marmorvillen und sehen mit mißvergnügtem Blicke auf den geschwundenen Gehorsam der arbeitenden Classen und der Bauern gegen ihre Excellenzen. Inzwischen beginnt man auch hier etwas für das Volk zu thun, und vor wenigen Jahren wurde unter der Leitung von Signora Teresa Ferucci ein Erziehungsinstitut für junge Damen gegründet. Dieß verspricht Etwas. Die Damen der höhern Classen beginnen also etwas ernster nach ihren armen unwissenden Schwestern zu sehen. Aber die italienische Dame hat bis jezt noch nicht viel vom Golde wahrer Bildung mitzutheilen.

Genua hat bei seinem Anschluß an Piemont auch einen weltbürgerlichen Pfad betreten der seine Zukunft sichert und seinem Volk eine neue Periode von Größe eröffnet, die der Humanität. Der Geist der Association, diese frische bildende Kraft in constitutionellen Staaten, ist in Piemont bereits in voller Thätigkeit und vereinigt die Denkenden aller Classen zu allgemeinen populären Unternehmungen nach vielen Richtungen hin, in Bezug auf Industrie, Wissenschaft und Handel. Sobald dieser Geist zu wirken beginnt, kann das Leben nie wieder stagniren, wenn nur die edlen Gaben des Lebens und der Bildung

nicht bloß auf die Wenigen beschränkt sind. Die Bürger Genua's errichten jezt dem großen Sohne der Stadt, dem Weltentdecker Columbus, ein glänzendes Denkmal. Ein gutes Zeichen für Genua!

Ich verlasse Genua ungern; mit Vergnügen würde ich noch manchen Tag unter seinen marmornen Palästen und auf seinen orangeduftenden Terrassen herumschweifen, sowie auch in seinen schmalen vollgedrängten Straßen das handelnde, strebsame, fleißige Volk ansehen, die hübschen Kinder beobachten, die im Winde flatternden Pezzetti anschauen und in die dunkeln, glühenden italienischen Augen blicken. Mit Vergnügen könnte ich noch manchen Morgen von meinem Bette aus das Roth des Sonnenaufgangs über der See, und am Abend den goldenen und purpurrothen Ring betrachten der sie einfaßt, wie auch dem heiteren Geläute der Kirchenglocken lauschen. Aber die Zeit flieht. Ich wünsche noch Florenz zu sehen und Rom zu erreichen bevor die schöne Jahreszeit gänzlich vorüber ist, und ich möchte die gegenwärtige gute Laune des Wetters benüzen um die berühmten Schönheiten auf dem Weg von Genua nach Pisa zu genießen; wir werden daher gemächlich und in leichten Stationen mit einem sorgfältigen Vetturino weiter reisen.

Spezzia, 4. November.

Alles Lob was auf diesen Weg verschwendet worden ist gibt nur einen schwachen Begriff von seiner Schönheit; Auge und Gedanke sind gleich unfähig sie zu fassen. Rothe Rosen winken von den nächsten Wänden der Terrassen; über diesen schimmern Haine von Orangen, Lorbeeren und Mirten hervor;

rechts liegt die See ruhig und groß — vor uns und zur Linken die Apenninen in hohen Wogen, mit Olivenwäldern, Villen, Städten, Kirchen, Weinreben in ihrem Schooße. Es ist unvergleichlich schön. Die Straße klimmt Berge hinan, schlingt sich um Buchten der See, beständig neue Bilder darbietend wo das Große und Anmuthige sich zum Wunderbaren vereinen. Das lieblichste Sommerwetter gestattete uns ruhig und vollständig diese Scene zu genießen, und manches ungesprochene dankbare Gefühl erhob sich von der schönen Erde zu dem milden Sonnenhimmel über ihr. Schwärme von bettelnden Kindern jedoch, die unserm Wagen ein großes Stück Weg nachliefen, störten den ruhigen Genuß. Ist diese Bettelei die Folge einer übeln Gewohnheit oder wirklicher Armuth? In beiden Fällen ist sie gleich betrübend, und Piemont hat seine Pflicht nicht erfüllt bis dieser Umstand aufhört.

Wir verbrachten unsere erste Nacht in Sestri, einer sehr schönen Hafenbucht. Spezzia, wo wir gegenwärtig am Ende unserer zweiten Tagereise sind, ist ein großer Hafen wo wir bedeutende Schiffe ankern sehen. Es ist auch ein sehr besuchter Badeort und man sieht noch jezt Badegesellschaften am Ufer promeniren.

Die Sonne ist unter dem Horizont, aber ihre untergehenden Strahlen beglänzen die kalte Gruppe der Marmorberge Carrara's. Der Abendstern flammt über der See, die sich in langen ruhigen Wogen sanft am Ufer bricht. Wir haben vortreffliche Quartiere im Malteserkreuz, mit seinen weißen Marmortreppen und seinem palastartigen Ansehen. Jenny

und ich, wir haben beide ein Salzwasserbad genommen, Thee getrunken, zusammen gelesen, und jezt, während meine junge Freundin sich zur Ruhe begeben hat, schreibe ich meinen lezten Abschied von Piemont, weil wir morgen sein Gebiet verlassen werden. Wir sind hier auf der äußersten südlichen Grenze. Ich freue mich auch etwas von der Schönheit Piemonts im Norden gesehen zu haben. Wie reich begabt ist dieser Staat in jeder Beziehung, wie vollkommen für das Leben eines glücklichen Volkes geschaffen! Nur wenige Länder entwickeln so vielfache Schönheiten und so besondere characteristische Eigenschaften. Die Waldenser Thäler, die Quellen des Po am Fuße des Monte Viso, der schöne Lago Maggiore und der schöne Comersee mit ihren Alpeneinfassungen und zauberischen Ufern; die reiche Ebene wo alle Früchte des Südens zur Reife kommen, wo zunehmende Städte mit ihren großen alten Erinnerungen, mit ihrem neuen strebsamen Leben stehen; das Küstenland von Nizza bis hieher, mit diesen großen Häfen und seinem unvergleichlichen Clima; die heilkräftigen Bäder wo die Kranken Gesundheit finden — Alles ringsum ist unbeschreiblich schön! Möge der Staat Piemont so gut sein wie er schön und wohlhabend ist, dann wird er die Perle aller Königreiche der Erde sein. Aber Regierung und Volk haben noch viel zu thun um diesen Vorzug zu erreichen. Diese Bettelkinder die auf der Straße umherschwärmen, schreien laut um Erziehung und Nahrung. Die große Insel Sardinien, einst unter dem römischen Scepter wohlangebaut und reich bevölkert, ist in diesem Augenblick eine Wildniß, nur

Jägern und Künstlern angenehm, welche das Pittoreske in Costüm und Natur lieben; und Savoyen hat eine arme halbwilde Bevölkerung. Aber Piemont ist ein junger Staat in einem alten lange vernachläßigten Lande. Es ist ein jugendlicher Ritter, vom lieben Gott wohl ausgestattet um die Rennbahn der Zeit zu betreten, um dem alten Lindwurm entgegenzugehen und das von seiner Macht gefesselte Volk zu befreien. Das Volk schaut voll Hoffnung auf den jungen Krieger und ruft: Heil Dir, jugendlicher Kämpe! Und das thue auch ich jezt.

Pisa, 7. November.

Pisa ist berühmt durch seinen hängenden Thurm und seine milde Winterluft. Reisende kommen hieher um den Thurm zu sehen und den Winter in der Stadt zuzubringen, wegen ihrer milden und gesunden Luft. Aber für alle Thürme und Gesundheit der Welt möchte ich nicht in Pisa wohnen, denn es gemahnt mich wie ein Spital wo Nichts als Elend blüht. Der Himmel ist grau, die Erde ist grau, die Stadt ist grau, der Arno ist grau, und die Quais sind voll von Bettlern jung und alt, Kindern, alten Männern, alten Weibern, Leuten mit einem einzigen Bein und Leuten ohne Bein und Arme, Blinden, Hinkenden und Lahmen, die alle den armen Fremden umringen und von Straße zu Straße, von Gasse zu Gasse mit einer hartnäckigen Zudringlichkeit verfolgen, die Dich ganz unglücklich macht und niederdrückt. Denn wenn dieses Elend und Leiden alles wahr ist, wie es scheint, so ist es furchtbar und kann einen zur Verzweiflung bringen. Man könnte in einer

einzigen Stunde so viel ausgeben, daß man selbst betteln müßte, ohne einem einzigen aus dem Bettlerschwarm wirklich geholfen zu haben. Man kann keinen Augenblick in Frieden bleiben, und während man von einem halben oder einem vollen Duzend Leute verfolgt wird, die ihr Elend auskramen oder beschreiben, kommt eine Maske, ein von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleideter und ganz todtenähnlicher Mann, nur mit dem Unterschied daß seine Augen traurig durch die schwarzledernen Höhlen hervorschimmern, und streckt Dir keck, wiewohl schweigend, einen schwarzen gestrickten Klingelbeutel mit der Ueberschrift: Per gli infirmi (für die Kranken) entgegen, indeß man Dir rechts und links Versprechungen von Gebeten an die Madonna und guten Aussichten auf das Paradies ins Ohr kreischt. Alles hat sehr wenig Paradiesisches an sich und erregt den höchsten Wunsch aus einem solchen Fegfeuer von Elend und Bettelei zu entfliehen.

Glücklich wer nicht um der milden Winterluft willen hier zu leben braucht! Mild ist sie allerdings, aber so wie ungesalzener Haferschleim, und ich für meinen Theil möchte lieber krank als unter diesem Bettlervolke gesund sein. Seine Zahl ist Legion im Vergleich mit den wenigen wohlgekleideten Personen die sich auf den Straßen sehen lassen. Die Stadt selbst hat ein kränkliches, sterbendes oder todtes Ansehen; sie ist in Wahrheit bloß der Leichnam der einst mächtigen Pisa, der Kopf einer unabhängigen Republik dieses Namens. Denn es gab eine Zeit — vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert — wo

der Staat Pisa mächtig war im Krieg und Frieden, zu Wasser und zu Land. Aber Streitigkeiten mit den heranwachsenden Republiken Genua und Florenz zermalmten seine Macht, und seit dem Jahr 1406 gehörte Pisa sammt seinem Gebiete zu Toscana. Kunst und Wissenschaft haben jedoch das Leben der Stadt bis zu einer spätern Periode aufrecht erhalten. Aber der Todesstreich kam im Jahr 1848, als die Jugend von Pisa und die Universität selbst sich bei dem italienischen Befreiungsversuch betheiligte, und die toscanische Regierung in Folge deß den größten Theil der Universität nach Siena verlegte. Seit dieser Zeit wurde Pisa vorzüglich von Fremden erhalten die des Thurmes oder seiner Luft wegen kamen. Aber es scheint mir Gefahr vorhanden zu sein von seinen Bettlern gefressen oder vertrieben zu werden, und der trübselige Hungerthurm (Ugolino's) könnte zuletzt ein symbolisch geisterhaftes Bild für die ganze Stadt werden [1]).

8. November.

Pisa besizt indeß vier merkwürdige Gegenstände um deren willen sich eine Reise hieher wohl verlohnt: die Cathedrale, den hängenden Thurm, die Taufcapelle und das Campo Santo (den Gottesacker). Sie sind von Gelehrten und Dilettanten oft genug beschrieben worden, daß ich mir selbst und Andern eine neue Beschreibung ersparen kann. Ich will hier bloß einige der Eindrücke erwähnen die ich von diesen großen Denkmälern empfangen habe, und zuvörderst

[1]) Von diesem Thurm ist jezt Nichts mehr zu sehen.

von der Cathedrale, ihren herrlichen auf Säulen ruhenden Chorgängen, ihrer hohen Kuppel und ihren vielen schönen Kunstwerken. Die Wände sind mit Gemälden sowohl von ältern als neuern Meistern bedeckt. Viele sind von Andreas del Sarto, einfach, zart, voll tiefen Gefühls im Ausdruck und natürlich in der Ausführung. Einige antike Statuen stehen gleichfalls in der Kirche. „Dieß," sagte ein Cicerone, auf eine kriegerische Männergestalt deutend, „ist eine Bildsäule des Gottes Mars die nicht weit von diesem Plaze aufgefunden wurde."

„Aber was hat der Gott Mars in der Kirche hier zu thun?" fragte ich.

„O," erwiderte Antonio, der Sacristan, „sie haben ihn San Piso getauft, und so konnten sie ihn wohl hier aufstellen."

„Wie? Man hat eine Marmorstatue getauft?" fragte ich wieder.

„Ja," erwiderte Antonio unbeirrt; „man sagte, es sei eine schöne Statue die der Kirche zur Zierde gereichen würde. Deßhalb wurde der Gott Mars getauft und heißt jezt San Piso."

Während wir unter solchen Gesprächen durch die Kirche gingen, lasen die Priester am Hochaltar eine Messe für einen längst verstorbenen Domherrn der Kirche, und rings herum lag das Volk auf den Knieen oder saß im Beichtstuhl. Antonio gab deßhalb seine lauten Erklärungen nicht auf, und dabei hustete und spuckte er zuweilen vor den knieenden und beichtenden Büßern auf eine Art die mich empörte, diese Leute aber nicht zu berühren oder zu stören schien. In dieser Kirche entdeckte der erst acht-

zehnjährige Galilei das Gesez des Pendels, auf welches er durch die Schwingungen einer vom Dach herabhängenden Lampe geführt wurde.

Der hängende Thurm, der Glockenthurm der Cathedrale, sezte mich nicht deßwegen in Verwunderung weil er nicht aufrecht steht, sondern weil ich mich nicht, wie ich erwartet hatte, an einem Kunstwerk langweilte das ich als ein Stück architectonischer Charlatanerie betrachte, welches nicht den Schönheitssinn des Künstlers, sondern vielmehr seine Geschicklichkeit im Täuschen zeigen soll. Zu meinem Erstaunen erhielt ich indeß keinen unangenehmen Eindruck von diesem hängenden Thurm, sondern vielmehr ein Gefühl des Vergnügens, der Befriedigung, das ich mir zuerst nicht erklären konnte, theils weil mein Geist langsam arbeitet, theils weil die Bettler im Verein mit der Dämmerung mich von dem Domplaz vertrieben. Aber ich kehrte am frühen Morgen vor den Bettlern dahin zurück und da wurde mir die Sache klar.

Dieser Thurm ist nicht in einer fallenden Stellung; er hängt, aber wie wenn er im Begriff wäre sich aufrecht zu erheben. Er neigt sich am meisten in seinem untern Stock, dann windet er sich unmerkbar und doch zu gleicher Zeit bemerkbar mit den freien Colonnaden seiner acht Stockwerke aufwärts, so daß der oberste Kreis beinahe horizontal ist. Es ist eine Form die sich emporrichtet oder erhebt. Daher der mehr angenehme als widerliche Eindruck. Man hat nicht die mindeste Besorgniß daß der Thurm fallen könnte, und nicht den entferntesten Wunsch ihn gestüzt zu sehen. Man kann sehen daß er sich auf-

recht hält oder vielmehr wie von einer oberen Macht angezogen wird, und der Sieg ist bereits sichtbar.

Die ganze höhere Baukunst ist für mich symbolisch und interessirt mich bloß wegen des göttlichen oder menschlichen Lebens dessen Vertreterin sie ist. So erscheint mir der Körper des kirchlichen Gebäudes wie ein Bild der flehenden, anbetenden Gemeinde; der Kirchthurm oder die Kirchthürme sind ihre ausgestreckten Hände. Das Innere der Kirche, besonders der großen catholischen Kirchen, entspricht der innern Welt des Christenthums und dem geistigen Organismus in Gemäßheit mit ihrem tief bedeutsamen Typus, der mosaischen Bundeslade. Jeder einzelne Christ findet darin auch ein Bild vom Tempel seiner eigenen Seele, nebst einem äußern Hof, einem Heiligsten und Allerheiligsten, wo die Cherubim über das Wort des ewigen Gottes wachen, und wo das erwachte Auge in der symbolischen plastischen Schrift der Kirche die Lehre der Offenbarung lesen kann. Der Thurm von Pisa ist für mich wie ein Wort von dieser Lehre — nicht mehr ein hängender Thurm, sondern das Bild eines Sünders der sich selbst emporrichtet, oder emporgerichtet wird von dem Unsichtbaren welcher oben und im Lichte wohnt.

Campo Santo ist ein prächtiges Museum von Gräbern, mehr in Bezug auf historische Kunst als durch die Schönheit seiner Kunstwerke interessant; denn die Mehrzahl derselben ist verstümmelt oder gehört einer schon längst todten oder entschwundenen Classe von Kunst an; wie z. B. Orgagna's große Fresken vom Himmel und von der Hölle, die mir nur in so weit schön erscheinen, wie Leichname und

Skelette es sein können. In der Hölle wäre es offenbar nicht räthlich zu wohnen, aber Orgagna's Himmel, wo steife Figuren reihenweise unter Orangebäumen sizen, erscheint mir so unerträglich langweilig, daß ich überall sonst lieber sein möchte als da. Die Wege des Campo santo sind übrigens voll von Figuren ohne Arme, Köpfe, Nasen; und die Denkmäler haben mehr oder weniger durch die Zeit und die zerstörende Menschenhand gelitten. Der Genius des Dänen Thorwaldsen hat indessen auch hier ein Bild voll Licht und Leben hervorgebracht, in dem Denkmal des jungen Augenarztes Vacca, welcher dargestellt ist wie er einem alten blinden Manne das Gesicht zurückgibt.

Die Erde dieses Kirchhofs, der auf allen vier Seiten von steinernen Gallerien umgeben ist, wurde auf fünfzig Galeeren der Republik Pisa von Jerusalem hiehergebracht. Der Bau des Campo santo wurde im Jahr 1283 vollendet, und seltsam, von dieser Zeit an begann die Republik in ihr Grab zu sinken. Nicolo Pisano und sein Sohn Nino Pisano sind die großen Künstler von Pisa, die während der heroischen Zeitalter der Republik die italienische Kunst zu einer größeren Aehnlichkeit mit den alten griechischen Mustern oder mit der ewig schönen und jungen Natur, welche die große Lehrerin der Griechen war, förderten.

Die Bäder von Pisa und sein Casino oder Park, drei Stunden von der Stadt gelegen, sind berühmt: erstere wegen ihrer Heilkräfte, lezterer wegen seiner Großartigkeit und Schönheit.

Aber ich will jezt von einer Bekanntschaft sprechen die ich in Pisa machte, und die mich mehr interessirte

als alle seine Denkmäler und Notabilitäten, nämlich einer durch Talent und Character ausgezeichneten Dame, der Schriftstellerin Catarina Ferucci.

Ich hatte schon in der französischen Schweiz viel Rühmliches von ihr gehört. Während der düstern Periode des unglücklichen Freiheitsversuches in Italien suchte sie, wie viele andere piemontesische Patrioten, eine Zuflucht in der Schweiz und hielt in Genf Vorlesungen über die italienische Literatur, die ihr, in Verbindung mit ihrem persönlichen Character und ihrer Liebenswürdigkeit, einen zahlreichen Kreis von Bewunderern und Freunden verschafften. Als alle Hoffnung auf eine schönere Zukunft Italiens in dem traurigen Ergebniß des Freiheitskampfes verloren gegangen schien, da schrieb Catarina Ferucci mit zerrissenem Herzen, aber mit unentwegter Liebe und Hoffnung, ihr Werk über die sittliche und geistige Erziehung der italienischen Frau, der donna italiana. Sie wünscht in den jungen Frauen welche Italien Söhne und Töchter geben sollen Mütter zu erziehen, sie wünscht das Leben des Landes wirklich heranzubilden, es edel und unabhängig zu machen. Sie fühlt schwer was der italienischen Frau fehlt, sie hat eine tiefe Ueberzeugung vom Berufe derselben und von ihrer Macht als Erzieherin, besonders durch Beispiel und Einfluß. Wie Beatrice in Dante zu neuem Leben erwachte, was ihn zu den höchsten Tugenden als Bürger auf Erden so wie zu einer Anschauung des Himmelslichtes und der Himmelswahrheit führte; wie die stillen Gebete und die geduldige ausdauernde Liebe Monica's ihren Sohn Augustin von einem Leben irdischen Vergnügens zu einem

Leben in Gott hingezogen, so wird die edle Frau, in edler Wahrheit und der höchsten Liebe, auch in unsern Tagen die Herzen der Söhne und Männer im Allgemeinen zu einem Leben der Tugend hinziehen.

Wie Frau Necker von Saussure, gründet Catarina Ferucci ihre Erziehungslehren auf den Drang zur Vollendung den sie als eine Haupttriebfeder in der menschlichen Brust betrachtet, und sie ist weniger ängstlich als die schweizerische Dame, wenn es sich darum handelt den Horizont des Lebens und Wissens der Frau so weit auszudehnen als dieser göttliche Drang es erfordert. Die Schweizerin wohnt an einem See, unter himmelhohen Bergwänden; die Italienerin wohnt neben dem unermeßlichen Ocean, und Nichts verhindert ihren Blick in die weite Ferne. Eine Eigenthümlichkeit bei Catarina Ferucci ist die Wichtigkeit welche sie darauf legt daß die junge Frau zum Bewußtsein des Bürgerthums erzogen werde — „zu einem Einblick in dasjenige was die Größe oder den Fall der Nationen, ihre Ehre oder Schande ausmacht. Die Mutter die das nicht versteht, die nicht selbst versteht was wahre Vaterlandsliebe ist, vermag ihr Kind nicht darin zu unterrichten." Ferner hat sie als Italienerin die Eigenthümlichkeit daß sie die Rolle bestimmt welche sie dem Schönen als Mittel zur Belehrung im Guten und Rechten anweist. Ihre Ansichten vom Nationalen in der Erziehung erscheinen mir unendlich schön und wahr. Die Individualität die vor allen Dingen einem Volke von seinem Lande, seiner Scenerie, seiner Geschichte, seinem natürlichen Character her angehört, das ist

es was jedes Individuum zu verstehen, sich anzueignen und in Schönheit zu entwickeln lernen sollte. Dadurch erst können die Nationen den Zweck ihres Daseins erreichen und den Beruf erfüllen der ihnen von Gott angewiesen ist. Was den italienischen Nationalcharacter auszeichnet, ist nach Catarina Ferucci die Nothwendigkeit Gott nach der Lehre des Evangeliums zu lieben; das Bedürfniß nach Weisheit, Ordnung und Schönheit. Diese hohen Bedürfnisse sind vor allen andern dem Italiener eigenthümlich. Ihre Befriedigung ist die Bedingung für die Ehre und das Glück des Volkes.

„Seien wir wir selbst, siamo noi," sagt sie zum Schluß, „seien wir das wozu Gott, unser Clima, das Land das wir bewohnen, die großen Erinnerungen und das Beispiel unserer Väter uns gemacht haben. Seien wir wir selbst und verlieren wir nicht durch Nachahmung anderer Nationen den Sinn für unser eigenes Leben und für die Ehre Italiens."

Dieß ist das Hauptthema Catarina Ferucci's; sie hat es oft wiederholt und immer kräftig und warm ausgesprochen. Aber um diese nationale Unabhängigkeit zu erwerben, blickt sie eher auf die alten ehrenvollen Zeiten zurück und nach einem religiösen Mittelpunkt, als nach der idealen politischen Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit welche Gioberti und Balbo als das Banner des jungen Italiens aufpflanzen, und die ganz gewiß in gegenwärtiger Zeit seinen höchsten Wunsch und sein größtes Verlangen ausmachen.

Ihre Schriften über Erziehung sind von wohlthätigem Character, besonders wegen des Einflusses

welchen sie dem Weib zuschreiben, und weil sie eine weit kräftigere und gründlichere Bildung als bisher, eine volle Entwicklung ihres Gemüthes und Geistes verlangen. „Eine solche Erziehung," sagt sie, wie auch Louise Appia in den Waldenser Thälern, „wird die angeborene Eitelkeit der Frau nicht nur nicht fördern, sondern allmählig aufheben. Die Eitelkeit wird durch die äußern Dinge des Lebens genährt; sie ist die Richtung der egoistischen Seele. Der Verkehr mit edeln Geistern und das Streben nach hohen Zielen wird dieses falsche Feuer zerstören und ein anderes von unvergänglicher Art entzünden."

Ein Verein von Buchdruckern und Verlegern hat ihre Werke über die Donna italiana in seine Volksbibliothek aufgenommen, und eben jezt wird eine neue Ausgabe vorbereitet; der beste Beweis für ihre Popularität.

Es war mir eine große Freude die Bekanntschaft dieser edeln Frau zu machen, die, während ihr Herz blutete vom Unglück ihres Landes, ihr Haupt so stolz erhoben hat um für seine schönere Zukunft zu arbeiten. Es war mir eine Freude sie in Pisa zu besuchen, wo ihr Gatte Professor der alten Sprachen an der Universität ist. Ich fand sie jedoch gebeugt, mit gebrochenem Herzen, über einem Grabe — dem Grabe ihrer einzigen Tochter Rosa, die erst vor wenigen Monaten gestorben war. Catarina Ferucci versuchte ihre Theorie von weiblicher Erziehung an dieser Tochter, und es gelang ihr nach Herzenswunsch. So gelehrt wie ihr Vater in den alten Sprachen, so daß sie seinen Catheder hätte ausfüllen können, wurde sie von ihrer Mutter in

das Reich der Geschichte, der Philosophie und Literatur eingeführt. Die Natur hatte sie mit ungewöhnlicher Anmuth und seltenen Talenten begabt; Religion und die Liebe ihrer Eltern entwickelten das Leben ihres Herzens. Mit zwanzig Jahren war Rosa Ferucci der Vollendung so nahe wie ein junges Weib es sein kann. Sie war der Liebling Aller — ihrer Mutter, ihres Vaters, ihrer Brüder — wie auch ihr Stolz. Sie war verlobt mit einem edelherzigen jungen Manne, einem Arzt, der ihr von ganzer Seele anhing, und die Hochzeit sollte in Kurzem stattfinden. Da wurde sie von einem Fieber befallen, einem jener Drüsenfieber die hier zu Lande so verderblich sind, und das sie wegraffte. Die blühende hochbegabte junge Dame, die Tochter und Braut, war binnen wenigen Tagen eine Leiche.

Die Schriftstellerin Catarina Ferucci war jezt in der trauernden Mutter aufgegangen. Rosa war ihre Begeisterung, ihr Ideal gewesen. Rosa war jezt nicht mehr auf Erden und die Erde war ihrer Mutter gleichgiltig geworden; sie wünschte nichts mehr als den Tod um ihrem Liebling nahe sein zu können. Sie fühlte daß ihre Kräfte täglich abnahmen, und sie hoffte bald zu sterben. Ich sprach zu ihr von der Pflicht für die Zukunft Italiens zu leben. Catarina Ferucci sah diese Zukunft nicht länger. Dieselbe schloß sich für sie mit dem Grabe der Tochter. Doch hat die tiefbetrübte Mutter ihr ein Denkmal errichtet in der Erinnerungsschrift welche sie neulich über ihre Tochter herausgab, und die an edlen Früchten reicher sein sollte als alle ihre Werke über Erziehung. Es ist ein einfaches Bild eines lieblichen

und hochbegabten Wesens, ein Bild das viele Herzen ergreifen und sie bewegen wird den Fußstapfen der frühvollendeten Rosa zu folgen. Ihre Briefchen an ihren Bräutigam verrathen eine Seele in welcher ungewöhnlicher Ernst mit der gewinnendsten Güte und kindlicher Anmuth gepaart ist. Man sieht sie im elterlichen Haus mit frommer Aufrichtigkeit auf ihre nahe Vermählung sich vorbereiten, während sie an den stillen Abenden das Material zu einer biographischen Kirchengeschichte ordnet welche die Arbeit ihrer Zukunft werden sollte. Zugleich pflegte sie ihre Eltern, cultivirte ihre Musik, besorgte das ganze kleine Reich des Hauswesens, schaute aber dabei immer zum Vater im Himmel empor, welchem sie ihre Arbeit, ihre Liebe und ihr ganzes Leben widmete. Ergebung in Seinen Willen tröstete sie im Tode und gab ihr die Fähigkeit die theuern Trauernden um sie her noch aufzurichten.

Catarina Ferucci ist eine feurige Catholikin, und obschon sie mit ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Kirche eine Unterscheidungsgabe verbindet die unter Catholiken selten ist, so war es mir doch klar daß dieß sie verhinderte den Trost und die Kraft zu gewinnen deren sie bedurfte. Die vielen Helfer und Helferinnen die sich zwischen das menschliche Wesen und Gott stellen, lassen die Seele nicht dazu kommen sich ungetheilt an den einzigen Mittler zwischen Gott und ihr zu halten, und verhindern sie den Schaz des Trostes und Lichtes aus Seinem Leben, Seinem Tod und Seiner Wiederauferstehung zu schöpfen. Wenn wir Einen guten und vollkommen genügenden Führer zum Reiche des Vaters haben, warum ihrer

mehrere von untergeordneter Qualität nehmen? Sie können bloß ein Hinderniß auf dem Wege werden, wenn sie uns nicht gänzlich irre leiten und davon abbringen. Daß sie die Aufmerksamkeit von dem Ersten und Einzigen ablenken, ist gewiß. So kann man in der Biographie Rosa's nicht ohne peinliches Gefühl sehen wie sie in ihrer Seelenangst beim Todeskampfe, während ihr Blick nach dem Erlöser sucht, von ihrem Priester ermahnt wird sich der heiligen Agatha zu empfehlen.

Die Reformatoren, welche die christliche Gemeinde wieder zur heiligen Schrift und zu ihrem lebendigen göttlichen Mittelpunkt führten, haben sie auf den rechten Pfad der Wahrheit und des Lebens zurückgeleitet. Aber Catarina Ferucci versteht das Princip der Reformation so wenig wie bis jezt die meisten Catholiken. Dennoch glaube ich daß sie es noch verstehen lernen wird, und ich würde gerne länger hier bleiben, nur um diese edle unglückliche Frau, die jezt über ein Grab gebeugt dasteht, öfter sehen und mich mit ihr besprechen zu können. Mit dem Evangelium in ihrer Hand würde sie sich wieder aufrichten.

Florenz, 10. November.

Schönes, blühendes Florenz, wie verschieden bist du von Pisa! Hier ist Alles Leben, Bewegung, Schönheit. Der Arno hat seine Wasser geklärt, grüne Bäume schimmern lustig zwischen den eleganten Häusern, den prächtigen Kirchen und Palästen hervor. Marmorstatuen, Bilder der Schönheit oder der Gedankenkraft, treten Dir überall entgegen, an

Säulenhallen und Brücken, unter dem blauen Gewölbe des Himmels. Das Volk schwärmt haufenweise über die Brücken und öffentlichen Pläze, es drängt sich in Straßen und Gassen, aber heiter, ohne Verwirrung und Störung; Equipagen rollen unaufhörlich entlang, die Sonne scheint in lebendiger Sommerpracht über die grünen Hügel und Berge in deren Mitte Florenz wie eine Blume unter den Städten prangt, überfließend an Schönheit und Lebenslust.

Wir haben gute Zimmer im Hotel Newyork am Arno erhalten und sind sehr gerne hier; Jenny strahlt in die Wette mit allem Heitern und Schönen um uns her.

22. November.

Nach beinahe zweiwöchigem Aufenthalt und vielfachen Streifereien will ich das reine Residuum von allem Gesehenen und Gehörten sammeln. Ich nenne mein Residuum das was in meine Seele eingegangen ist oder sich in mein Gedächtniß festgesezt hat als Bild oder als Kenntniß, so daß es von diesem Augenblick an mein Eigenthum, ein Theil meiner innern Welt wird. In dieser meiner innern Welt ist ein Museum', und darin ein kleines Curiositätencabinet; in meinem Museum sind alle gesehenen Gegenstände und Formen enthalten die einen starken Eindruck auf meinen Geist machen und sich wie durch eine innere Nothwendigkeit ordnen; da ist auch ein Buch das ich nicht zu bezeichnen weiß, aber worin Alles was ich von den Menschen oder von den Dingen im Allgemeinen gelernt habe sich selbst einschreibt, ohne

daß ich mir Mühe damit machen muß, und so daß ich für meinen wahrheitsuchenden Geist ein gewisses Resultat daraus ziehe. Ich glaube, liebe L., daß Du, wenn Du sorgfältig in Dich selbst blicken willst, auch ein ähnliches Museum und ein ähnliches Buch finden wirst.

Mein erster Ausflug in Florenz war eine kleine einsame Entdeckungsreise, wie ich sie in jeder neuen Stadt gerne unternehme. Ich sehe mich auf diese Art weit besser um als mit einem Führer, und die Gegenstände verkehren frisch und unmittelbar mit mir. Ich kam bei der ersten Expedition nicht weit, sondern blieb auf einem großen Plaz stehen der zu gleicher Zeit ein Pantheon ist — denn auf allen Seiten stehen hohe prächtige Marmorstatuen mit charactervollen Köpfen von großer Individualität, Männer wie sie uns von der Meisterhand der Kunst gedeutet werden, welche die Individualität bewahrt, während sie das Ideale darstellt. Ich traf da viele alte Bekannte: Dante mit dem kräftigen Gesicht und der edeln Bitterkeit in den Zügen; Michel Angelo Buonarotti und Benvenuto Cellini, bei welchem rohe Kraft über die Schönheit obsiegt; Boccaccio und Petrarca, welcher leztere holden lieblichen Eingebungen zu lauschen scheint. Viele Gestalten waren mir neu, wie z. B. Machiavelli mit einem unschönen, aber durch seinen Ausdruck von Scharfsinn und feinem Spott fesselnden Gesichte; Galilei mit einem prächtigen Kopf, der eine starke Denkkraft und gewaltige Neigung zu den Problemen physicalischer Bildung anzeigt. Aber alle Erscheinungsweisen von Künstlern, Dichtern, Denkern und Kriegern schienen

auf ihren eigenen speciellen Beruf concentrirt zu sein — daher die unbeschreiblich stärkende und wohlthuende Wirkung wenn man sich unter ihnen befindet. Ich war, ohne es zu wissen, im Hofe des Uffizio reale. In Nischen die sich ringsumher in den Mauern befinden, standen auf Piedestalen die edlen und großen Männer Toscana's, und über ihnen lächelte der strahlende Himmel ihres Heimathlandes. Sie genossen jezt einen Zustand der Ruhe und Ehre der ihnen zu ihren Lebzeiten nicht vergönnt gewesen war. Ich ging an diesem Tage nicht weiter. Den zweiten verbrachte ich mit Besuchen in Museen und Kirchen.

In der Gallerie von Florenz erhielt ich folgenden Eindruck. Das Ideal der Schönheit stand hoch unter den Griechen und Römern; aber ihr wirkliches menschliches Auftreten, wenigstens was wir davon sehen und so weit es in ihren geschichtlichen Characterbildern dargestellt ist, steht weit unter dem Ideal und sogar unter dem heut zu Tage allgemein angenommenen Muster von Schönheit. Die Helden des Alterthums, die Weisen und Kaiser sind vielmehr häufig recht garstige, oft äußerst abstoßende Menschen. Die Frauen, die Julien, Faustinen u. s. w. sind, mit wenigen Ausnahmen, von höchst ordinärem Character, von der einfachen Schönheit bis zur förmlichen Häßlichkeit. Unter den Weisen Griechenlands ist Plato der einzige der einen edlen Kopf und eine schöne Stirne hat; unter den Kriegern Alcibiades — aber auch diesem Kopfe fehlt es an edlerem, höherem Character. Unter den Herrschern Alexander der Große; unter den römischen Kaisern weilt das Auge mit Vergnügen auf den hübschen, milden Zügen

Augusts, und das Gesicht des Antoninus Pius könnte einem edlen christlichen Ascetiker gehören; in den Zügen Marc Aurels bemerken wir eine ruhige Schönheit, aber die Stirne ist mehr breit als hoch, und dem Ausdruck fehlt sowohl Tiefe als Schwung. Diese und zwei andere große Männer unter den Römern sind Ausnahmen von Kaiser- und Feldherrnköpfen, unter denen viele wahre Caricaturen, obschon offenbar vortreffliche Bilder sind. So Marius, Sulla, Claudius, Caracalla u. s. w. Aus allem dem ist mir klar daß das Menschengeschlecht, wenigstens der christliche Theil desselben, seit dieser Zeit sich nicht verschlechtert, sondern im Gegentheil bedeutend zugenommen hat an Schönheit und harmonischem Bau der äußeren Gestalt. Besonders mit der Form des Kopfes ist eine Aenderung vorgegangen. Denn bei den Völkern des Alterthums waren die Stirne und die obern Theile des Kopfes niedrig, zumal bei den Römern, deren Kopf viereckig und mehr breit als hoch ist. Unter den modernen gebildeten Nationen ist die Wölbung des Schädels bedeutend höher, eben so die Stirne; auch die Oeffnung des Auges ist größer, und das ganze Gesicht hat eine schönere Rundung und lieblichere Verhältnisse, besonders unter den Frauen. Und muß es nicht so sein? Eine höhere Geistigkeit hat ihre Wohnung im menschlichen Geschlechte aufgeschlagen; muß es nicht daher von selbst eine Wohnung bilden, die damit im Einklang steht? Das Ideal ist in die Wirklichkeit hinabgestiegen und hat sie zu einer Aehnlichkeit mit sich selbst erhoben.

Unter den Gemälden der Gallerie von Florenz

entsinne ich mich hauptsächlich zweier von einem holländischen Meister Honthorst; je länger ich sie studirte, um so mehr Freude machten sie mir. Sie stellen beide die Geburt Christi dar; sie zeigen die Mutter und das Kind, von Personen umringt welche der niedrigeren Classe anzugehören scheinen. Aber wie natürlich sind diese Figuren! Und welches Leben in den Gesichtern! Maria ist hier keine Raphael'sche Jungfrau, von beinahe übernatürlicher blutloser Schönheit, sondern eine junge liebenswürdige irdische Frau, die, noch blaß von den Leiden ihrer Geburt, ihr himmlisches Kind mit weinender frommer Freude betrachtet; und die Umstehenden, jung und alt, die sich vorandrängen um es halb neugierig, halb bewundernd und mit freudiger Ahnung anzuschauen, wie sie lächeln! wie sie sich freuen mit aufrichtiger Naivetät, die man nur zu sehen braucht um selbst davon ergriffen zu werden! Das Licht in diesen Gemälden ist überaus schön. Es geht von dem neugebornen Kinde aus, aber ohne sichtbare Strahlen. Alle Gesichter sind von diesem Lichte beglänzt, sogar einige Engelsköpfchen die aus der Dunkelheit oben im Dache hervorschauen und gleichfalls an der menschlichen Freude theilnehmen.

Diese Gemälde sind vielfach copirt worden. Unter den copirenden Liebhabern in der Gallerie befinden sich einige Ladies, die aber nach meiner Ansicht alle zusammen nicht mehr oder vielleicht nicht einmal so viel Talent haben als die schwedische Künstlerin Sophie Adlersparre. Unter den Porträts die ich noch im Gedächtniß habe, sind die von Alfieri — ein stolzer edler Kopf — und seiner Freundin, der

Gräfin von Albano, ein Gesicht voll weiblicher Milde und Schönheit. Die berühmte Bianca Capello erscheint auf dem Bild als ein hübsches Weib, aber von gewöhnlichem simplem Genre — vergnügungs- und herrschsüchtig, aber ohne edleren Character.

In dieser Gallerie ist ein Saal welchen ich noch nie ohne ein gewisses Gefühl der Befriedigung, ein Gefühl olympischer Ruhe möchte ich sagen, betreten habe. Er heißt die Tribuna und enthält die ausgewähltesten Kunstwerke welche Florenz besitzt. Laß mich dem überschwänglichen Lob das an die schöne Rotunde und die darin enthaltenen Kunstwerke verschwendet worden ein Wort dankbarer Anerkennung für vielfachen Genuß beifügen. Ich habe mich selbst gefragt woher dieses Gefühl stiller Befriedigung in einem mit so verschiedenen Gegenständen angefüllten Zimmer komme. Die prächtigen Verhältnisse der schönen Rotunde, ihre glänzende Kuppel, das harmonische Licht, alles das trägt einigermaßen zu dieser Wirkung bei; aber die Hauptursache ist daß beinahe alle darin enthaltenen Statuen und Gemälde einen Zustand edlen und stillen Friedens und Lebensgenusses ausdrücken, daß sie das Ideal des Lebens in einem Augenblick ruhigen Glückes darstellen. Die Madonna ist in die Betrachtung ihres himmlischen Kindes versunken [1]), das Kind in die Betrachtung des Vaters im Himmel, der erbarmungsvoll auch

[1]) Die Madonna del Cordinello, das schönste Gemälde das ich noch von Raphael gesehen habe. Die göttliche Güte im Gesichte des Jesuskindes, während es seine Hände über das Vögelchen hält und zu sagen scheint: „Nicht eines unter diesen ist von meinem Vater vergessen," geht über alle Beschreibung.

auf das Schicksal des Sperlings sieht; Johannes in die Vision welche die Wüste in ein blühendes Gefilde verwandelt; Apollo und Venus in das Gefühl ihrer eigenen Schönheit; und die berühmten Athleten, i lottatori, ringen augenscheinlich nur in edlem Spiel oder in edlem Ernst. Man kann dem Unterliegenden ansehen daß er sich bald wieder erheben wird und daß er sich dessen bewußt ist. Der Pabst sizt ruhig da im Bewußtsein seiner Herrschaft, und Carl V. am Ufer des stürmischen Oceans findet ein Vergnügen darin sein Pferd gegen den Wind zu lenken und sich fest in seinem Size zu halten, während dort Schiffe von den Wellen umhergestoßen werden. Es mag nothwendig und wichtig sein daß die Kunst auch die vorübergehenden Dissonanzen des menschlichen Lebens festhält und verewigt, aber das höchste Ziel der Kunst muß dennoch die Darstellung des Sieges über dieselben so wie des Ideales der Wahrheit und Schönheit im Leben sein.

Aus den glänzenden Hallen des Pittipalastes habe ich für mein inneres Museum Michel Angelo's Gemälde der drei Parzen, mit geheimer Verwunderung darüber daß der titanische Meister so liebliche und schöne Formen hervorzubringen vermochte, nebst zwei Gemälden von Cigoli behalten. Eines von ihnen, einen Ecce homo, kannte ich bereits aus einer vortrefflichen Copie von Fräulein Adlersparre; ein anderes, die Abnahme vom Kreuz, war mir neu und bewundernswürdig. Cigoli's Auffassung Christi ist eine eigenthümliche, und er kommt gewiß der Wahrheit näher als die meisten großen Künstler. Er malt Christus gern als einen schönen jungen Mann

von reinem und edlem Character. Er liebt es diese erhabene Reinheit, physische Schönheit und beinahe weibliche Zartheit plumperen oder gewöhnlichen menschlichen Figuren entgegenzustellen. Das selbstgemalte Porträt Cigoli's zeigt ein feines ausdrucksvolles Gesicht mit einem Zug von tiefer, beinahe nervöser Gefühlserregbarkeit.

Aus der großen Porträtsammlung habe ich übrigens bloß das liebenswürdige, seelenvolle Bild der Angelica Kaufmann im Gedächtniß behalten.

Von den bewundernswürdigen Mosaikarbeiten welche hier den Rang der wirklichen schönen Künste erreicht haben, konnte ich bloß ein paar Tische mitnehmen — Du verstehst in dieser unschuldigen und erlaubten Weise welche sie da läßt wo sie sind.

Laß mich Dich jezt in die Specola führen, das naturwissenschaftliche Museum, denn ein interessanteres und belehrenderes wird es wohl nicht geben. In der großartigen, wohlgeordneten Mineraliensammlung ist der reiche Schooß der Erde vor unsern Augen bloßgelegt, so daß wir von Staunen und Bewunderung für ihre Schäze ergriffen werden. Vortreffliche Wachsabdrücke machen uns mit dem Bau vieler Pflanzen und verschiedener Thiere bekannt. Manche Säle sind den Wachsabdrücken der menschlichen Gestalt, theils der ganzen, theils äußerer und innerer Theile gewidmet. Diese Abdrücke sind alle der Natur und dem Leben gemäß colorirt. Es gehört ein Entschluß dazu einen gewissen Widerwillen beim Besuch in diesem Saale zu überwinden, wo Tod und Wissenschaft die physische Maschinerie des lebendigen menschlichen Wesens bloßgelegt haben.

Aber ich wünschte es zu sehen und so that ichs denn, nicht ohne daß ein peinliches Gefühl sich in das Interesse und die Bewunderung mischte. Vermuthlich entsteht dieser peinliche Eindruck aus dem Gedanken daß diese Körper, Herzen, Brustkästen u. s. w. bei dem lebendigen Subject nicht ohne ungeheures Leiden so geöffnet werden könnten, und das lebenswarme Colorit des Fleisches, der Adern, Haut u. s. w. spiegelt beständig ein trügerisches Bild des Lebens ab. Dieser Eindruck wird jedoch durch die Rücksicht, oder vielmehr Ehrerbietung und Pietät gemildert womit die Gemälde gezeigt werden. Jeder besondere Theil des Körpers liegt auf einem seidenen Kissen, theilweise unter Glas. Die ganze Gestalt liegt in Lebensgröße auf weißen Betten, und während ihre inneren Theile dem Zuschauer enthüllt werden, scheint der Ausdruck des Gesichtes zu sagen: „Für die Wissenschaft welche erleuchtet, für die Kunst welche heilt.“ Es liegt in diesen Formen ein geduldiger hingebungsvoller Ausdruck, der mich wie etwas Wirkliches und Großes ergriff. Die weiblichen Körper liegen wie in magnetischen Schlaf versunken da, und der Künstler hat darin einen sicheren Tact und viel Kenntniß der menschlichen Natur bewiesen. Das Weib kann seine Weiblichkeit nicht der Wissenschaft opfern und soll es auch nicht thun. Die meisten ihrer Köpfe sind jung und schön — die Wangen blühen, während das Auge in kalter Unbeweglichkeit vor sich hinstarrt. Einer schönen jungen weiblichen Figur ist ein Glasperlenband um den Hals gelegt, und die Hände spielen mit den üppigen Haarflechten, während der ganze Leib von der Kehle abwärts offen und bloßgelegt ist.

Geschieht dieß zum Hohn? Es machte einen peinlichen Eindruck auf mich. Ich verweilte, mit aufrichtiger Bewunderung den obern Theil des menschlichen Körpers betrachtend, den Bau der Adern, die sich wie die vielgezweigte Krone eines Baumes über dem Kopf ausdehnen; des Herzens auf seinem Haken zwischen den Lungen, zwei geheimnißvollen Flügeln; des Auges, das so schön vorspringt aus seiner schützenden Höhle. Ich bemühte mich die durch diese offenen Körper hervorgebrachte Wirkung durch die Betrachtung ihrer bedeutendsten prophetischen und symbolischen Theile zu entkräften, weil die Natur wirklich in ihrer Ganzheit hier dargestellt ist — Berge und Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere — auch physisch ist der Mensch ein Microcosmos, eine kleine Welt worin die große Welt dargestellt oder begriffen ist. Der menschliche Körper ist eine reiche Symbolik die große Gedanken und Ahnungen erregt; und ich wiederholte mir die prophetischen Worte: „Der Mensch hat einen natürlichen Körper, aber er hat auch einen geistigen — er ist in Verdorbenheit gesät, er steht in Unverderblichkeit auf — er ist in Schande gesät, er steht in Herrlichkeit auf."

Ich bemühte mich den neuen Menschen auf einer neuen Erde zu schauen, von der ganzen Natur und der thierischen Schöpfung umgeben, die gleich ihm und durch ihn verherrlicht wäre. Alles dieß war jedoch nicht genügend — die Formen des Todes und der Verderbniß hatten sich in meinem Geiste festgesezt; drei vortreffliche, aber furchtbare Bilder, gleichfalls in Wachs, von Scenen während der Pest in Florenz im sechszehnten Jahrhundert, vollendeten

diesen melancholischen Eindruck, und vergebens ging ich in dem offenen Sonnenschein in die belebte Stadt hinaus; vergebens weilte ich unter den glücklichen und schönen Figuren im Tempel der Tribuna; vergebens besuchte ich immer wieder Galilei's Tribuna, das innerste Heiligthum der Specola. Ich konnte mich viele Tage nicht von ihnen losmachen.

Jezt ein Wort über diese leztgenannte Tribuna, die einzig und allein dem Andenken Galilei's geweiht und eines der schönsten Denkmäler zu seiner Ehre ist. Diese schönen Frescogemälde stellen drei Hauptperioden in seinem Leben dar. Die erste zeigt ihn in der Cathedrale von Pisa, in dem Augenblick wo die Bewegung der schwingenden Lampe seinen Geist auf das mechanische Gesez lenkt welches den Pendel regiert. Die zweite zeigt Dir wie er, seiner wissenschaftlichen Einsicht bereits sicher und davon begeistert, seine Entdeckung des Telescops vor dem Dogen Leonardo Donato und dem Rathe der Zehn in Venedig darlegt. Er ist von neugierigen, bewundernden und neidischen Männern umgeben; aber er achtet auf keinen, sondern beschäftigt sich mit Leib und Seele nur mit seiner wissenschaftlichen Wahrheit. Er ist als eine gedrängte, kräftige Figur dargestellt, voll von Feuer und Leben, mit einem runden Gesicht und offenem gutmüthigem Ausdruck — die Augen klar, blau und groß. Auf dem dritten Bild erscheint er als ein alter blinder Mann — blind in Folge allzu beharrlichen Studiums der Erscheinungen des Lichtes. Man kann auf dem Gesichte des alten Mannes die Züge und das Leben des Jünglings nachweisen; die verblendeten Augen sind wie forschend emporgerichtet,

während er die eine Hand auf einem Himmelsglobus hält, mit der andern in die Höhe deutet und zwei jungen Männern, seinen Schülern, die Geseze der himmlischen Körper darthut. Die Gestalt ist noch immer kräftig und ein Hermelinmantel hängt von den Schultern. Durch die offene Thüre sieht man den hellen blauen Himmel und ein sanftes Mönchsantliz, das, über den blinden Seher wachend, ins Zimmer hereinschaut. Es ist der Wächter und Freund der ihm gegeben worden, als man ihm nach der Periode der Verfolgung und Gefangenschaft ein Asyl in der schönen Villa Arcetri bei Florenz anwies, die seitdem unter dem Namen Giojello (Kleinod) bekannt ist. Absichtlich hat man unter den gemalten Erinnerungen aus seinem Leben den Augenblick übergangen der vielleicht der merkwürdigste von allen ist, als er nämlich, um aus der Gefangenschaft der römischen Inquisition los zu werden, seine Behauptung daß die Erde sich um die Sonne bewege, worin die weisen Väter in Rom einen Widerspruch mit den Lehren der heiligen Schrift erblickten, zurücknahm, dann aber sogleich wieder gegen diese Zurücknahme protestirte, wie von seinem Genius gezwungen, auf die Erde stampfte und rief: Ma pur si muove (Aber sie dreht sich dennoch). Welch ein herrlicher Gegenstand für ein Gemälde!

In der von oben herab beleuchteten Rotunde die sich über diesen Gemälden und der weißen Marmorstatue Galilei's wölbt, sind alle seine Instrumente aufbewahrt; selbst der Zeigefinger seiner rechten Hand, der mit einem goldenen Ring geschmückt ist und aufwärts deutet, wird hier in einer Glaskapsel gezeigt.

Alle astronomischen Entdeckungen Galilei's sind in vergoldeten Basreliefs an dem blaugemalten gewölbten Dache dargestellt. Um ihn her stehen die Büsten seiner Beschüzer oder Freunde, wie auch seiner ausgezeichnetsten Schüler. Die Wände sind von weißem Marmor, mit geschmackvollen Arabesken von Blumen und Vögeln bedeckt, welche die Instrumente der Wissenschaft zu umgeben scheinen als wollten sie ihre Huldigungen darbringen. Der Marmorboden zeigt ein großes Mosaikgemälde von zwei Figuren, wovon die erste eine Fackel hält und die zweite tief mit der Lösung eines mathematischen Problems beschäftigt ist. Unten stehen die Worte: Provando e riprovando (Beweisend und wiederbeweisend).

Dieser schöne kleine Gedächtnißtempel macht einen befriedigenden Eindruck, nicht bloß vom Leben des Mannes der Wissenschaft, sondern auch von der Ehre und Dankbarkeit die ihm, wenn auch etwas spät, am Ende doch gewöhnlich von Seiten der Nachwelt erwiesen wird.

Man kann gegenwärtig Florenz nicht vorwerfen daß es den großen Mann der so viel zu seiner Verherrlichung beigetragen nicht ehre. Die Einwohner der Stadt haben von freiwilligen Beiträgen die schönen Mormorstatuen in der Loggia dei Uffizi errichtet; sie haben ferner im Verein mit der toscanischen Regierung Alles aufzubewahren und zu sammeln gesucht was mit dem Andenken dieses großen Mannes und Vaterlandsfreundes in Verbindung steht. In demselben Geist haben sie neuerdings von Ferrara Alles verlangt was sich auf Dante bezog, jeden Brief, jedes Schriftstückchen von ihm. Aber Ferrara

hat, nicht ohne bittere Betonung, geantwortet, es besitze Nichts von der Verlassenschaft des großen Verbannten — außer sein Grab.

Wenn der Fremde in den Straßen von Florenz umherzieht, bemerkt er viele Häuser mit vergoldeten Inschriften. Auf dem einen liest er: Hier lebte und starb der Fürst der Tragödie, Vittorio Alfieri! Auf einem andern: Hier wohnte Macchiavelli! Auf einem dritten: Hier lebte Dante! u. s. w. Beinahe alle diese Häuser sind inzwischen von den Familien der ehemaligen großen Besitzer in andere Hände übergegangen, und mit Ausnahme der äußern Inschriften spricht nichts mehr von ihnen. Das Haus des Michel Angelo Buonarotti allein ist so geblieben wie es zur Zeit des großen Künstlers war; es hat noch die von ihm selbst besorgten Möbel und Decorationen. Es gehört derzeit einem seiner Nachkömmlinge, einem Buonarotti, der jezt Finanzminister in Toscana ist. Man zeigt es den Fremden zweimal in der Woche, und natürlich ging auch ich hin um es zu sehen. Das Aeußere hat nichts Merkwürdiges; ohnehin sind rund um so viele Häuser gebaut, daß seine Zimmer dadurch verdunkelt sind. Diese Zimmer aber sind voll vom Leben des großen Künstlers und lediglich seiner Vergötterung geweiht. Seine Schüler haben in einer Anzahl von Gemälden Scenen aus seinem Leben dargestellt. Die vielen, aber kleinen Zimmer enthalten zahlreiche Sculpturen und Skizzen von der Hand des großen Meisters, wie auch viele kostbare Möbel und andere Dinge; überall ist selbst der kleinste Raum benüzt und mit einer gewissen Künstlercoketterie ausgeschmückt. In der Capelle be-

findet sich ein kleines ehernes Christusbild von Benvenuto Cellini, wie man sagt, und im innersten Stübchen ein Porträt Michel Angelo's, von ihm selbst gemalt, endlich eine unmittelbar nach dem Tode genommene Büste von der Maske. Sie zeigen ein Gesicht ohne Schönheit und sogar ohne Adel; die Nase ist platt und breit, aber im Ausdruck des Gesichtes und in den eingekniffenen Lippen kann man die tausend Teufel sehen welche der schwedische Bildhauer Sergel als einen Beweis von wahrem Genie verlangte. Michel Angelo war eine kriegführende Natur in seiner Kunst, und sein Character und Gemüth waren nicht ohne die rauhe, beinahe wilde Kraft die man in seinem Gesichte liest. Er machte in seinem Leben manchen bittern Kampf durch, aber er war zu gleicher Zeit in den hohen und zarten Gefühlen gewaltig. Seine Vaterlandsliebe war groß und stark, und seine Liebe für die edle Frau und Dichterin Vittoria Colonna, Marquise von Pescara, gehörte zur schönsten und edelsten Art. Seine Sonnette auf sie verrathen ein Gefühl voll des tiefsten Ernstes und der innigsten Aufrichtigkeit. Kein Wunder daß die liebliche Frau seine Hingebung mit wahrer Freundschaft und Bewunderung erwiderte. Das interessanteste unter den Zimmern ist Buonarottis Speisesaal, auf dessen sämmtliche Wände er selbst in seiner geistreichen Manier die berühmten Männer Toscana's in verschiedenen Gruppen gemalt hat. An der einen Wand sieht man die Philosophen, an der andern die Männer der Naturwissenschaft — Galilei fährt plözlich vor Freude auf, während er durch sein Telescop schaut — an einer dritten erscheinen Philo-

logen und Theologen, an der vierten Dichter und Männer der Literatur. Leztere tragen Lorbeerkränze um die Köpfe und stehen mitten unter Palmbäumen und Springbrunnen; unter ihnen erkennt man Dante, Petrarca, Boccaccio. Im Hintergrund steht Savonarola mit einem düstern Blick auf die bekränzten Dichter. Sein kräftiges Gesicht erinnert an Luther, und in Savonarola war auch etwas von Luthers reinem Eifer und gewaltiger Erscheinung. Er wagte es gegen den Pabst und das Pabstthum aufzustehen, die damals im tiefsten Sinken waren. Das schlechte Leben Alexanders VII. befeuerte ihn ein reines Leben und eine christliche Kunst zu predigen. Mit glühender, aber oft düsterer Beredsamkeit verdammte er alle weltliche Kunst und alle weltlichen Genüsse — er hätte die ganze Welt in ein Bethaus verwandelt. Das Volk strömte ihm zu und brachte ihm viele kostbare Bücher, Instrumente, Gemälde u. s. w. die auf seinen Befehl verbrannt wurden. Er kämpfte gegen den Pabst, aber der Pabst war stärker als der Reformator, und Savonarola's Scheiterhaufe wurde auf demselben Plaze, auf derselben Piazza del gran Duca in Florenz errichtet wo er die Trophäen weltlicher Kunst verbrannt hatte. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man den Plaz wo er das Märtyrerthum erlitt mit Blumenkränzen bedeckt sehen. Kaum fünfzig Jahre nach ihm sollte ein anderer Mönch — Luther — aufstehen und seine Protestation zum Siege führen, jedoch mit aufgeklärterem Eifer und unterstüzt von Fürsten und Völkern die zur Kenntniß des Rechtes, des Gewissens und der Wahrheit erwachten.

Der Wärter der uns umherführte war ein alter Diener des Buonarottischen Hauses und ein echter Typus jener alten Erbstücke welche die Ehre der Familie zu ihrer eigenen machen. Er hatte ein tiefes Gefühl für die Ehre und Größe der Buonarottischen Familie und war ganz zornig wenn er meinte daß dieselben nicht vollkommen anerkannt würden.

„Die Buonarotti sind in allen Jahrhunderten große Männer gewesen, sie sind in allen Jahrhunderten Herrscher und die Vornehmsten gewesen, als Gonfalonieri oder Künstler, und das sind sie noch jezt, weil der gegenwärtige Buonarotti Minister ist und den Staat beherrscht."

Eine Marmorbüste des lezteren, die neben einer Büste seiner Gemahlin steht, zeigt einen Kopf von ihm von ungleich größerer Schönheit als der Ahnherr.

Laßt uns einen Augenblick auf der Piazza del gran Duca verweilen, denn dieß ist der Schauplaz der großen geschichtlichen Erinnerungen von Florenz; es ist der Plaz wo einige seiner größten Denkmäler stehen, der alte Palast, die Loggia dei Lanzi, der schöne Neptunsbrunnen, die Reiterstatue Cosmos I., wie auch viele Kunstwerke aus den Zeiten der Republik. Hier offenbart sich daher auch das Volksleben noch immer in seiner buntesten Mannigfaltigkeit. Die Post und viele öffentliche Gebäude stehen da; reiche Bankiers haben hier Geschäftslocale und hier erfreuen sich Facchini und Lazzaroni am Sonnenschein, indem sie auf den Marmortreppen liegen oder neben den Statuen stehen.

Der alte Palast (Palazzo Vecchio) steht als großartiges Symbol für die kühnen Bestrebungen

der alten Republik da. Sein Thurm erscheint mir ganz besonders ausdrucksvoll. Es ist ein castellartiger Thurm, mit einem Triumpheingang, auf welchem eine Pyramide emporragt. Auf der Fahnenstange womit diese endigt, macht ein Löwe einen Sprung, und auf der Spize steht eine Lilie. Aber auch dieses lezte Symbol, der Gipfel des Ganzen, ist ein ungetreues Bild des Lebens der Republik, wenigstens der florentinischen. Ihr Festungsthor, das Ehrenthor mit seiner pyramidalen Auffahrt, brachte es niemals zu den Erfolgen des Friedens. Es wurde schon lange vorher in den durch die ehrgeizigen Bestrebungen der Republik selbst hervorgerufenen Kämpfen niedergerissen; niedergerissen vom Parteigeist, welcher das Leben der Republik ist, aber auch ihr Tod wird, wenn man ihn nicht durch eine edle sittende Idee leitet, die größer ist als die dem Staate selbst anklebende Zwietracht. Die Geschichte des palazzo vecchio und seines symbolischen Thurmes beweist daß in der florentinischen Republik keine so erhabene Idee vorwaltete.

Die Cathedrale von Florenz und der schöne Glockenthurm, der ebenfalls aus dieser Periode großen, aber egoistischen Strebens stammt, wurde — so lautete das Gebot der Republik — mit der Absicht erbaut „das größte und glänzendste Gebäude zu sein dessen Errichtung in menschlicher Kraft stehe, und so vollkommen daß etwas Schöneres oder Großartigeres nicht gedacht werden könne; es müsse einem sehr großen Herzen (ad un cuore grandissimo) gleichen, weil es von der Mehrzahl der Bürger, die zu einem einzigen Willen übereingekommen seien, beschlossen worden. Der

Baumeister, Arnolfo, verstand es, sagt man, diesem Willen nachzukommen, und das Gebäude wurde 1298 begonnen. Aber Arnolfo starb lange vor Vollendung seines Werkes, und ob nun etwas von den Zwecken des alten babylonischen Thurmes die Aufführung der florentinischen Cathedrale inspirirte und ihr das Schicksal desselben zuzog, oder ob irgend ein anderer Grund vorwaltete, gewiß ist daß sie bis auf den heutigen Tag unvollendet bleibt und es wahrscheinlich auch bleiben wird. Jeder einzelne Theil in dem großen Plane steht in schönem Einklang mit dem Ganzen und ist an und für sich ein vollendetes Stück Schönheit, wie z. B. jedes einzelne Fenster ein individuelles Wesen von Schönheit und Geschmack ist. Aber alles Andere an der Kirche sieht einem Bankerott gleich.

Auf einer Seite des Vierecks wo die Cathedrale steht ist eine weiße Marmorbank in die Mauer gebaut mit der Inschrift: Dante's Stein. Hier pflegte Dante zu sizen und den Bau der Cathedrale zu betrachten, aus deren schönen Verhältnissen er vielleicht Eingebungen für seine göttliche Comödie empfing; hier lauerte er vielleicht auch auf einen flüchtigen Blick seiner Beatrice, der im Stande war ihn zu neuem Leben zu begeistern, bloß dadurch daß er sie sah und daß sie schön, edel und freundlich war. So wurde sie sein himmlisches Ideal. So sehen wir ihn, sie und seine Liebe in seinem neuen Leben.

Der hohe Glockenthurm steht neben der Cathedrale gleich einem unabhängigen Kunstwerk, vollendet in seinem lieblichen Mosaikaufpuz von bunter

Bekleidung, und schimmert im Sonnenschein hervor, so daß man eine wunderbare Riesenblume zu sehen meinen könnte. Er wird auch Santa Maria del fiore genannt.

Diese Kunstwerke und die Bronzegitter der Taufcapelle, an welchen Lorenzo Ghiberti vierzehn Jahre lang arbeitete, und von denen Michel Angelo Buonarotti sagte sie seien werth die Thore des Paradieses [1]) zu bilden, sind Denkzeichen an die Zeit wo die Signoria von Florenz ihre Wirksamkeit nicht bloß über das Gebiet des Staates, sondern auch der Kunst und Wissenschaft ausdehnte. „In diesem Zeitraum," sagt Macchiavelli, „befand sich unsere Stadt in einem Zustand unerreichten Wohlstandes und Glückes. Sie war reich an Bevölkerung, an Schäzen und Ehre; sie besaß 30000 waffenfähige Bürger, zu denen noch 70000 vom Lande gerechnet werden konnten. Sämmtliche Einwohner Toscana's gehorchten ihr, theils als Unterthanen, theils als Verbündete, und obschon Mißtrauen und Haß zwischen den Adeligen und dem Volke obwalteten, so waren doch bis jezt noch keine schlimmen Folgen daraus entstanden, sondern alle lebten in Einigkeit und Frieden."

Aber dieser Friede währte nicht lange. Adel und Volk, Welfen und Ghibellinen, Weiße und Schwarze störten ihn durch Zänkereien aus denen blutiger Krieg entstand; Familienstreitigkeiten führten

---

[1]) Aber eines Paradieses à la Buonarotti, das mehr dem alten als dem neuen Bunde angehörte, und wo die kriegerische Haltung der Kinder Israel so wie ihre Schlachten dargestellt werden.

Kriegsscenen in der Stadt selbst herbei; von einem Jahrzehnt zum andern focht man auf Tod und Leben in den Straßen von Florenz, und so sank die florentinische Republik, von den Handelsfürsten, den Medici, zu ihrer höchsten Vollendung und zu ihrem Falle gebracht, nach zweihundertjähriger Blüthe. Später kam Florenz unter fremde Fürsten und wurde sammt ganz Toscana ein Spielball in ihren Händen. Seine republicanische Freiheit wurde unter einer absoluten Regierung erdrückt. Es war noch ein Glück daß diese Regierung vergleichungsweise mild war, die mildeste, wie man versichert, in Italien. Es ist noch zur Stunde so, und die Fürsten aus dem Hause Oesterreich sollen väterlich gesinnte Herrscher gewesen und noch sein. Gleichwohl hat das toscanische Volk sich stets nach der früheren Unabhängigkeit zurückgesehnt und wiederholte Versuche gemacht sie wieder zu erlangen.

Toscana gehört zu den italienischen Staaten die in ihrem Freiheitskampfe von 1848 unglücklich waren, und jezt ist es, wie ich von sachkundigen Männern vernommen habe, mehr als früher den Launen der Regierung unterworfen. Diese Regierung ist nicht beliebt und man gehorcht ihr also auch nicht aus Liebe, sondern höchstens aus Furcht, daher unvollkommen. Nichts desto weniger ist der gegenwärtige Großherzog mehr ein milder als ein strenger Herrscher, und Toscana ist während der lezten Jahrzehnte mehrfach in der Richtung vorangeschritten welche der eigenthümliche Vorzug unserer Zeit ist. Schon die französische Verwaltung unter Napoleon dem Großen hatte wohlthätige Reformen in den Ge-

sezen und der Verfassung, sowohl in Toscana als in den übrigen italienischen Staaten, herbeigeführt, und in Folge der Ideen die sich seit der Revolution von 1848 festgesezt, waren viele bisher übliche Acte der Willkür unmöglich geworden, viele Freiheiten wurden gestattet, weil die Regierung das Feuer fürchtete das noch immer unter der Asche glomm. Die Strafgeseze waren bedeutend gemildert worden, und Toscana hat sogar einen gewissen Grad von Preßfreiheit erlangt. Allerdings erscheint hier kein bedeutendes politisches Journal, aber die englischen und französischen Blätter stehen Jedermann zu Gebot, und wir wissen ja alle welcher Athem von Freiheit in ihnen weht.

Protestantische Proselytenmacherei ist streng verboten, geht jedoch auf alle mögliche stille Arten vor sich, und die Zahl der Protestanten soll sehr im Zunehmen sein. Schon seit der Madiaigeschichte waren Regierung und Volk von Toscana beiderseits vorsichtig in der Behandlung der brennenden Frage der Gewissens- und Glaubensfreiheit. Die Leute treffen ruhig in Familien und Privathäusern zusammen, um gemeinschaftlich das Evangelium zu lesen und sich an seinen Lehren der Liebe und Freiheit zu erbauen. Der Großherzog weiß es, drückt aber ein Auge zu. Er soll selbst erklärt haben, er wisse wohl daß 25000 geheime Protestanten in seinen Staaten seien, aber so lange sie nicht offen auftreten, werde er keine Notiz von ihnen nehmen [1]).

[1]) Unter denjenigen die sich in der lezten Zeit offen ausgesprochen haben, befindet sich ein venetianischer Graf, ein Abkömmling eines Dogen von Venedig, und ein Graf Guicciar-

Wahrscheinlich ist dieser stille Zuwachs das beste Mittel für die religiöse Entwicklung Toscana's. Die religiöse wie die politische Freiheit besteht aus Ideen die in Folge von Hemmnissen nur um so sicherer zunehmen, und die man nicht mehr hemmen kann wenn sie einmal stark geworden sind. Die einsichtsvollen Patrioten Toscana's wissen das und hoffen fest auf eine baldige Zukunft. Aber zu beklagen ist daß die Volkserziehung sich gänzlich in den Händen der Priester befindet, weil diese dadurch ihre frühere unbeschränkte Gewalt wieder zu erlangen suchen, und weil sich das unwissende und darum auch gedankenlose Volk nur allzu leicht mit Festen und irdischen Genüssen tröstet, wenn man ihm die edleren Menschheitsrechte vorenthält.

Was die wahren Freunde ihres Landes hier, wie auch in Piemont und, man darf wohl sagen, in der ganzen italienischen Gemeinschaft überhaupt,

---

dini in Florenz, der deßhalb mit seiner Familie die Stadt verlassen mußte. Die Lectüre der Bibel hatte ihn zum Protestanten gegen die römisch-catholische Kirche gemacht, und er hat sich dem italienischen evangelischen Verein angeschlossen, der in diesem Augenblick von Santis in Turin und von Mazzarella in Genua vertreten ist. Diese Kirche, die bis jetzt noch keine genauere Glaubensformel aufgestellt hat, sondern sich damit begnügt die Bibel zu studiren, die heiligen Schriften zu verbreiten, das Evangelium zu predigen und seine Gebote zu befolgen, ist die gegenwärtig hauptsächlich proselytenmacherische Kirche Italiens. Man trifft Mitglieder und kleine Gemeinden davon nicht bloß in den Städten Piemonts, sondern auch in Florenz, Imola, Bologna, Ferrara und eben so in Mailand und Venedig. In ihrer Organisation gleicht die Gemeinde den Darbiiten. Jedes männliche Mitglied hat das Recht zu predigen und die heilige Schrift auszulegen. Sie sprechen je nach Eingebung. Eine wahrhaft italienische Mode!

für Toscana vor allen Dingen verlangen, ist nicht ein Reich und eine Macht wie im Mittelalter — diese glänzende Blüthe, mehr von Schönheit und Wohlfahrt als von sittlichem Adel, nicht unähnlich der Cathedrale von Florenz, einem Kunstwerk in Beziehung auf Form und äußere Ausstattung, aber unvollkommen und immer leer, verlangen sie nicht, sondern ihr Ideal ist weit mehr nach innen gerichtet, weit höher. Aber ich will ein für allemal einem der edelsten Söhne und Freunde Italiens darüber das Wort lassen. Also spricht Cäsar Balbo in seinen Hoffnungen Italiens im eilften Capitel:

„Was Italien, wenn auch nicht ganz, doch jedenfalls verhältnißmäßig fehlt, das ist eine strenge, kräftige, practische Tugend. Ich sage daß es in dieser Beziehung gegen andere christliche Nationen unserer Zeit zurückstehe: gegen England, obschon dieses nicht catholisch ist; gegen Frankreich, obschon es aus der Revolution hervorgeht; gegen Deutschland sogar, das unser Beherrscher und unser Hauptunglück ist. Und diese Völker, die in Bezug auf Dogmen und einige moralische Punkte kezerisch sind, besizen sie nicht den ganzen Schaz christlicher Moralität welche die Grundlage jeder Tugend ist? Sind sie uns nicht in Bezug auf Sittlichkeit und Bildung voraus? Was Revolutionen betrifft, so nenne ich das kein unmoralisches Volk das in sie hineingeht, wenn es nur zugleich weiß wie es wieder herauszukommen hat. Und ich appellire an alle diejenigen Italiener welche diese drei fremden Nationen daher kennen daß sie als Verbannte lang und ruhig in ihren Hauptstädten, wie auch in den Provinzen, unter ihnen und in ihren

Familien gelebt haben. Erzählen sie uns nicht troz all ihrer Liebe zum Vaterland mit heiligem Neide von der Moralität und der Einigkeit in diesen Familien, von ihrer Betriebsamkeit und dem charakterfesten Ernst der Gesellschaft? Und was sagen in Wahrheit dagegen die Fremden die von uns schreiben, die Italien lobpreisen und empfehlen? Ein Göthe, eine Staël, ein Byron, ein Lamartine, was sagen sie? Preisen sie nicht Italien als das Land der Oliven und Orangen, preisen sie es nicht um diesen schönen Himmel, um diese schönen Weiber, um diese herrliche Luft? Darum allein lieben und preisen sie unser Land. O der Schande! Wenn sie ihrer ernsten Gedanken müde sind, so kommen sie hieher und sonnen sich da wie in einem Garten, an einem öffentlichen Plaze der Jedermann offen steht. Sie preisen auch unsern Geist — unsern lebhaften, biegsamen, vielseitigen Geist — und darin haben sie Recht. Aber unsere Tugenden — wer spricht von ihnen? Wer schweigt nicht wenn er sie sieht? Selbst diese unsere Bewunderer! Aber beharrlich von der Tugend zu schweigen, während sie die Intelligenz hochpreisen, das ist die verrätherischste Art von Lob und die beißendste Anklage."

So streng sich dieser edle Patriot gegen das Land seiner innigen Liebe ausspricht, so hegt er doch auch schöne Hoffnungen für seine Zukunft.

„Italien hat lange von unglücklichen Revolutionsversuchen, von äußern Spectakeln, kleinlichen Liebesintriguen und endlosen Schwazereien gelebt, wozu diese in Ermanglung edlerer Gegenstände führten. Aber eine bessere Zeit rückt heran, ist bereits

da. Das Familienleben, dieses innerste Heiligthum des Staatslebens, hat sich geläutert. Das Cicisbeat wird immer mehr eine seltene und streng getadelte Erscheinung. Die italienischen Frauen sind zum Gefühl ihrer Pflichten gegen ihre Familien und selbst gegen die Gesellschaft erwacht. Die Gebildeten beginnen einen thätigen Antheil an der Erziehung ihrer bedürftigen Schwestern zu nehmen, indem sie ihnen Unterricht und Arbeit geben, und unabhängige Frauenarbeit ist eine der socialen Wohlthaten unsers Jahrhunderts. Der Same welchen der Freiheitskampf von 1848 in der Seele der Nation ausgestreut hat, wird nicht zu Grunde gehen. Wenn Italien Unabhängigkeit und Einigkeit erringt, so wird es zu neuem Leben emporschießen. Christliche Völker können erkranken, aber nicht sterben."

Wie rein sind diese Ideen! Ein Reich der Gerechtigkeit, Güte und Moralität, auf den freien Beschluß der Nation selbst gegründet, dieses Ziel der Bestrebungen aller freien Völker, das ist es was die toscanischen Patrioten für ihr Land verlangen. Und dieses schöne Toscana, das auch durch die Gutherzigkeit und natürliche Liebenswürdigkeit seiner Bevölkerung ausgezeichnet ist, scheint ein so edles Geschick wohl zu verdienen. Aber muß das Volk zu diesem Behuf nothwendig ein freies, selbstbestimmtes Volk sein? Ganz sicher, wenn es frei werden und zur Vollendung des großen Zieles voranschreiten soll. Es gibt Tugenden die unter Vormundschaft errungen werden können, ja sogar eine solche erheischen, wie während einer Erziehungsperiode; aber

es gibt auch Tugenden, und zwar der höchsten Art, die nie erreicht werden können außer auf dem edlen gefahrvollen Pfad der Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit. Dieß gilt für den einzelnen Mann wie für das Volk. Und die väterlich freundlichste Regierung kann das Verlorene nicht ersezen, wenn das in seinem Innern zur Mannheit herangereifte Individuum verhindert ist sein Recht in seiner socialen Stellung geltend zu machen, wenn es auch in dieser gezwungen wird — im Zustand der Vormundschaft zu bleiben. Und dieß dürfte bald der Standpunkt sein den man in Toscana einnimmt.

Unglücklicher Weise konnte ich den Abbé Lambruschini und Signor Buoncompagni, zwei ausgezeichnete Toscaner die viel für verbesserte Volkserziehung gearbeitet haben und an die ich Empfehlungsbriefe aus Turin besaß, nicht treffen, weil sie im Augenblick beide auf dem Lande wohnen — fanno la villeggiatura. Dagegen hatte ich Gelegenheit mit einigen der tiefsten Denker unter Toscana's Patrioten zu sprechen, und diese verhalfen mir zu einem bessern Einblick in die gegenwärtige Lage des Landes. Ich wünschte sehr mit dem Dichter Niccolini, Verfasser der Tragödie: Arnold von Brescia, bekannt zu werden. Er lebte in Florenz, wo der Großherzog ihm ein Asyl und zugleich eine Anstellung an der Bibliothek gab, zur Zeit als er in Rom wegen seiner liberalen Gesinnungen und antipäbstlichen Schriften verfolgt wurde und Gefangenschaft zu fürchten hatte. Aber man hat mir gesagt, Niccolini sei misanthropisch und melancholisch geworden und sehe Fremde nicht gerne. Ich respectirte seinen Wider-

willen, aber ach wie gerne hätte ich dem edlen, jezt von Gewissensscrupeln wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit gequälten Dichter seine eigenen heroischen Worte in Arnold zurufen mögen: Jo forse errai, meglio è errar che fermarsi! (ich irrte vielleicht, aber es ist besser zu irren als stille zu stehen).

Zu den ausgezeichneten Dichtern und Schriftstellern Toscanas in der neuesten Zeit gehören Guerrazzi und Giusti. Ersterer ist ein stolzer und kräftiger Freiheitskämpe von bitterem und caustischem Geiste. Er ist der Verfasser mehrerer im Geiste der Zeit geschriebenen Romane, wie z. B. der Schlacht von Benevent und der Belagerung von Florenz, die sehr geschäzt sind. Die Italiener nennen ihn den Mathematiker der Freiheit, weil er politische Rechte so genau ausmißt, während Mazzini dagegen der Freiheitsverschwörer, il cospiratore della libertà, genannt wird. Guerrazzi lebt in Turin und schreibt noch immer. Seine lezte politische Satyre: l'asino, hat bedeutendes Aufsehen erregt.

Giusti ist ein lyrischer Dichter. Auch er ist bitter, aber nur so weit es aus der glühendsten Liebe für ewige Gerechtigkeit und Wahrheit hervorgeht. Nichts kann caustischer sein als seine Satyren, wie z. B. in seinem alten Jüngling und in seinem politischen Wetterhahn; nichts inniger und zarter als seine Liebe, wie in den Briefen an eine Freundin auf dem Lande und an eine Mutter; nichts edler als seine Selbstcritik, wie z. B. in dem Gedicht an seinen Freund Gino Capone. Man sieht aus allen seinen Schriften daß der Hauptgedanke seiner Seele der Kampf für die Freiheit und Zukunft

Italiens ist. Dieser begabte Poet, der seine Sprache mit vielen Worten bereichert hat die er den verschiedenen Provinzdialecten entnommen, starb, wie ich höre, noch jung, aus Gram über die verunglückte Revolution. Die tieffühlende poetische Natur konnte den Untergang ihrer schönsten Hoffnungen nicht überleben.

Leopardi heißt ein anderer toscanischer Dichter und ausgezeichneter Lehrer, der nach einem kurzen leidensvollen Leben dahingerafft wurde. Die Umstände dieses jungen Edelmannes sollen ganz eigenthümlich gewesen sein. Er besaß ein merkwürdiges Talent zur Nachahmung der alten classischen Dichter. Seine Lebensanschauung kann ich bloß beklagen; es ist eine Nacht ohne alles Morgenroth. Leiden und Schmerz sind für ihn andauernd, die einzige Wirklichkeit! Dem unglücklichen jungen Mann spiegelte sich die Welt in seiner eigenen Lage ab. Vom Leben kannte er nur wenig Anderes als die Betrübniß. Es wäre interessant seine Biographie kennen zu lernen, und zu erfahren was den ernsten Denker verhinderte eine Lehre zu erfassen welche dem Tod seinen Stachel und dem Leiden seine selbstmörderische Hoffnungslosigkeit genommen haben würde.

Zum Schluß muß ich ein paar Worte über unsere Vergnügungen in Florenz sagen. Ich sage jezt unsere, und das macht mir viel Freude.

Eines Tags fuhren wir mit vielen Andern in dem schönen Park il cascino, auf der Halbinsel welche durch die Vereinigung des Arno und Mugnone gebildet wird, einer sehr schönen Promenade, wo wir

einen guten Theil der eleganten Welt von Florenz zu Wagen und zu Pferde sahen. Zu Fuß waren dagegen nicht viel Leute da, und der Park mit seinen schönen Bäumen läßt sich nicht mit dem Thiergarten in Stockholm vergleichen, weil die wilden bewaldeten Anhöhen fehlen. Die durch ihre Schönheit berühmten Blumenmädchen von Florenz warfen prächtige Blumen in die Equipagen, erschienen aber weniger liebenswürdig und angenehm in Folge der Beharrlichkeit womit sie uns ihre Blumen aufdrängten. Inzwischen geschah auch dieß nicht ohne Heiterkeit und Grazie.

Ein andermal fuhren wir nach Fiesole, einer Stadt die früher über Florenz geherrscht hatte, jezt aber nur noch eine herrliche großartige Aussicht auf diese Stadt darbietet. Nicht übel gekleidete Weibspersonen umringten uns hier zu Duzenden und verfolgten uns mit beharrlicher Zudringlichkeit, die peinlich war, weil sie als die Folge wirklichen Mangels erschien. Ich fragte Abends bei dem Bankier F., ob dieser Mangel wirklich vorhanden sei. Man antwortete mir: „Ja, wahrscheinlich, weil die Strohböden neuerdings bedeutend im Preise gefallen sind und keine Käufer finden."

Junge italienische Damen saßen den ganzen Abend beim Kartenspiel. Ich dachte ob sie wohl auch eine Idee von der Lage der armen Strohflechterinnen in ihrer Nachbarschaft hätten.

Einmal fuhren wir nach Belloguardo, einem der hohen Hügel die das Thal umgeben. Wie schön schimmerten die rothen Rosen auf dem Wege gegen den blauen Himmel im Hintergrund, und welch herr=

liche Aussicht bei der Auffahrt und auf dem Gipfel! Florenz glänzte in der untergehenden Sonne wie eine flammende goldene Rose die in das fruchtbare Thal des Arno gesezt worden, und der Fluß wand sich wie eine silberne Schärpe um die Mauern der Stadt.

Eines Abends hörten wir Verdi's Troubadour. Schöne Stimmen und nicht üble Musik, aber ach! welche Ausführung! Hart, ohne Licht und Schatten, ohne Gefühl, — unmusicalisch. Ist der Genius der Musik aus Italien nach dem Norden entflohen? Man thut in Florenz besser in Stücke von Alfieri und Goldoni als in die Oper zu gehen.

Zu den größten Genüssen in der Stadt gehört das Umherstreifen auf den Straßen, Pläzen und Brücken und die Beobachtung des Volkslebens, das allerdings keine ausgeprägte Eigenthümlichkeit hat, aber sehr munter und bewegt ist. Da ist ein Gedränge, aber Du kannst Dir leicht den Weg bahnen, Du bekommst keine grobe Redensart zu hören, obschon das arbeitende Volk oft schlecht genug aussieht. Das Betteln ist streng verboten, aber es sind auch sonst viele Dinge verboten; es sind viele Bettler da, nur sind sie nicht so hartnäckig wie in Pisa. Früchte und Blumen stehen massenhaft an jeder Straßenecke. Es sind viele Läden für Mosaikarbeiten da; man kann die herrlichen Producte dieser schönen Kunst' bewundern, die in Florenz in großem Maßstab und in dem ganz besonders feinen Geschmacke dieses Völkchens getrieben wird.

Man kommt oft an prächtige Privatpaläste, die aber so nahe an andere Häuser gebaut sind, daß man erst unmittelbar davor den grand seigneur unter

den Gebäuden bemerkt. Von vielen hübschen Kirchen und andern Kunstwerken will ich jezt Nichts sagen, weil mir die Zeit zur genauen Beobachtung fehlt, und sechs Monate würden nicht genügen um mit den Schäzen der Kunst und Wissenschaft welche diese Blume der Städte enthält die gehörige Bekanntschaft zu machen. Sie bilden indeß für mich nicht das höchste Interesse in Italien, und das Jahr neigt sich seinem Ende zu. Deßhalb lasse ich das schöne Florenz, lasse Mailand und Venedig, Bologna und Ferrara für eine andere Zeit, vielleicht bis zu meiner Rückkehr in die Heimath, und eile jezt um mir selbst und meiner jungen Freundin behagliche Winterquartiere in Rom zu verschaffen, der ewigen Stadt, dem Mittelpunkt Italiens und einst der ganzen civilisirten Welt.

Eilfte Station.

In Rom. Erster Eindruck. Erste Streifereien im alten und neuen Rom. Der Pabst. Das jüngste Gericht. Kirchenfest. Salonleben. Wunderglaube. Die Catacomben. Eine Dichterin. Christtag im Vatican. Kinderpredigten. San Paolo fuori di Mura. Bekehrungsversuch. Ein Wenig von Allem. Schluß des Jahres 1857.

Rom, im December.

„Es ist merkwürdig," rief Jenny's liebliche Stimme, „das erste Gefühl das ich in Rom habe ist Hunger."

„Und ich gestehe daß ich mit der größten Befriedigung einer Tasse Caffee entgegensehe," sagte unser Reisegefährte im Coupé, ein junger englischer Gentleman.

Ich selbst bekannte daß mein höchster Wunsch auf eine Tasse Thee gerichtet sei.

Dieß waren unsere ersten Gefühle in der ewigen Stadt, als wir, nach Abgabe unserer Pässe vor dem Stadtthor, auf der Piazza del popolo in der Diligence warten mußten. Es war spät am Abend. Vor uns öffneten sich fächerartig drei lange wohlbeleuchtete Straßen; auf dem Plaz erhob sich ein Obelisk gleich einem ungeheuren Schatten. In einer kleinen Entfernung schimmerten zwei Kuppeln hervor, und über dem Plaz und über uns glänzte Jupiter am Himmel. Nach halbstündigem Verzug fuhren wir vor die Dogana, entkamen der Oeffnung unseres Gepäcks mittelst eines kleinen Trinkgeldes, und endlich gegen Mitternacht erfreuten wir uns der ersehnten Leibesnahrung und Ruhe im Hotel della Minerva.

Und nun ein Wort über unsere Reise hieher:

Wir verließen Florenz per Eisenbahn und hofften in drei Stunden nach Siena zu kommen. Nach etwa drei Stunden sehen wir Gegenstände die eine Stadt bedeuten, aber höchst seltsam, diese Gegenstände erschienen uns so vertraut als hätten wir sie erst in der lezten Zeit gesehen, und wahrhaftig, da ist wirklich ein hängender Thurm. O Entsezen! Wir sind in Pisa. Der nachläßige Conducteur hat es vergessen uns aufmerksam zu machen als die Zweigbahn nach Siena abging. Was war zu thun?

Es blieb nichts übrig als in Pisa zu bleiben, bis nach ein Paar Stunden der Zug von da nach Siena ging. Aber die Sonne schien; die Eisenbahnbeamten zeigten sich ungemein freundlich und theilnehmend bei unserem Geschick, und nachdem wir

ihnen unser Gepäck übergeben, beschloßen wir die ganze Sache nicht bloß kaltblütig, sondern sogar heiter und leicht aufzunehmen. Wir gingen daher wieder in die Stadt, die jezt im Sonnenschein ganz anders aussah als bei unserem Abschied. In den Straßen gingen viele wohlgekleidete Leute; es waren weniger Bettler da und diese nicht so zudringlich; der Arno spiegelte den Glanz der Sonne zurück. Ich sah den hängenden Thurm und Catarina Ferucci wieder. Alles sah heiterer aus, sogar die trauernde Mutter. Sie hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen, und zwar mit einem Lächeln auf ihrem angenehmen, ausdrucksvollen Gesichte. Wir sprachen und disputirten ein wenig über Catholicismus und evangelische Lehre, aber in aller Freundschaft. Catarina Ferucci versteht so wenig wie die meisten Catholiken was diese leztere Lehre wirklich ist. Inzwischen freut es mich sie ein wenig heiterer zu sehen. Gesegnet sei die Arbeit!

Nachmittags vier Uhr saßen Jenny und ich wieder im Waggon, jezt im festen Glauben vor Nacht in Siena anzukommen. In unserer Nähe befand sich eine sehr elegante, dicht verschleierte Dame und neben ihr ein hübscher junger Mann mit dunklem italienischem Gesicht.

Jenny's unwiderstehliches jugendliches Lachen über unsere Irrfahrt lockte die Aufmerksamkeit der beiden Reisenden auf sie, und sie flüsterten: È bella! bellissima! Die verschleierte Dame fragte Einiges auf französisch, worauf wir durch Mittheilung unsers kleinen Abenteuers antworteten; dieß führte zu andern Fragen und andern Mittheilungen, wie z. B.

daß Jenny nicht meine Tochter, sondern meine junge Freundin sei, daß wir nach Rom reisen u. s. w.; und alle meine Antworten wurden sogleich vertraulich auf italienisch dem jungen Mann zugeflüstert, der fortwährend den stillen Beobachter machte. Die italienische Dame erzählte uns, sie habe ihren Gemahl in Genua, glaube ich, gelassen, und reise zu ihrem Vater, dem Marquis von —, um auf dessen Schloß in den Apenninen eine Luftcur zu genießen deren sie bedürfe; ihr Arzt begleite sie dahin. Sie warf ihren Schleier zurück und zeigte ein blasses Gesicht mit feinen intelligenten Zügen, die jedoch weder Gesundheit der Seele noch des Körpers anzeigten. Es war klar daß wir hier eines jener Cicisbeatsverhältnisse vor uns hatten die in den Liebeschroniken Italiens mehr berühmt als ehrenvoll sind. Die zarte Dame, die sich für fünfundzwanzigjährig ausgab, aber älter schien, verrieth durch ihr Benehmen und ihre Ausdrucksweise unverkennbar daß sie der gebildeten Welt angehörte.

Im Hotel zu Siena trafen wir einen jungen Fürsten Colonna, einen hübschen und gebildeten Mann. Er war Ingenieur an irgend einer Eisenbahn in Piemont, und ich bemerke diesen Umstand ausdrücklich, weil ich darin ein Zeichen erblicke daß die jungen Edelleute in Italien die Ehre der Arbeit zu verstehen anfangen.

Es war dunkel als wir Siena erreichten, aber wir konnten uns am folgenden Morgen eine volle Stunde in der Stadt umsehen bevor der Postwagen nach Rom abfuhr, denn von hier aus gibt es keine Eisenbahn mehr südlich. Dieß war ein wahrer Ge-

nuß für uns. Die Sonne beglänzte die schöne großartige Landschaft die man bei der hohen Lage der Stadt genießt, besonders von der großen Promenade aus mit ihren schönen Bäumen und weißen Marmorbänken darunter. Hier war Alles ruhig und schön; jenseits war Alles großartig und offen; es verlockte den Geist adlerartig umherzuschweifen und auf seinen Schwingen auszuruhen. Wir gingen in die Cathedrale, die schönste die ich noch in Italien gesehen. Der Chor gleicht einem heiligen hohen Säulenhain unter dessen Bogen es angenehm ist sich zu ergehen, zu sizen, zu denken und seinen Geist zu erheben. In welcher Richtung man schauen mag, so sieht man schöne oder bedeutende Gegenstände. Die ganze Kirche ist ein Gedicht; die Steine sprechen und blühen. Ich habe nie in einer catholischen Kirche die Erhabenheit ihrer Symbolik so tief empfunden wie in dieser.

Um Mittag brachen wir auf; wir waren ins Coupé des Postwagens auf eine Art zusammengepackt die mehr für Häringe als für menschliche Wesen taugt und während der Nacht eine förmliche Qual wurde. Aber die Nacht war schön, und da meine unbequeme Lage sowie die Regelmäßigkeit womit der Postillon auf jeder Station ans Fenster klopfte um sein Trinkgeld zu verlangen, an keinen Schlaf denken ließ, so beschäftigte ich mich mit der Beobachtung jedes nächtlichen Wechsels von Dunkel und Licht, ein Anblick den ich noch nie vollkommen genossen hatte. Die ersten rosigen Tinten an dem hellwerdenden Nachthimmel waren von bezaubernder Schönheit. In diesem Augenblick fuhren wir die

Anhöhen nicht weit von dem romantisch gelegenen Bolsenasee hinan, der durch seine alten Mysterien und die stets unverminderte Schönheit seiner Ufer berühmt ist. Die Gegend und die Züge der Frühdämmerung waren allerliebst. Der Morgenstern glitt gegen den Osten hinab, allmählig erblassend im zunehmenden Lichte des jungen Tages, und die Erde lag schweigend da, wie eine schlummernde, unbevölkerte Welt, als wäre es noch immer die Morgenstunde des Paradieses, vor der Zeit Adams und Eva's und ihrer ruhelosen Kinder.

Den ganzen folgenden Tag hatten wir große weitumfassende Aussichten auf das Land, das sich in langen Wogen von kahlen Bergen und bewaldeten Höhen, in ruhigen, harmonischen, sanften Umrissen hindehnte. Sehr wenige Dörfer und noch weniger Städte — nicht eine einzige in der Nähe der Straße. Die Gegend glich häufig einer Wüste, und diese Aehnlichkeit wurde immer größer je näher wir gegen Rom kamen. Keine Bewegung auf den Straßen, nicht einmal von Räubern, wovor man uns gewarnt hatte, und denen wir in dieser Wüste eine leichte Beute geworden wären. Alles ist verödet, still, gleichsam gänzlich verlassen in dieser wilden Region, wo inzwischen die Eiche eine namhafte Größe gewinnt. So fuhren wir Meile um Meile, Stunde um Stunde, durch das Gebiet der Kirche, aber stets mit denselben großen Aussichten. Man konnte sich nicht satt daran sehen. Endlich hüllten Dämmerung und Schweigen sie ein; die Oede währte fort, und nun erst fühlte man wie trübselig und langweilig sie war. Auf einmal erblicken wir hochbogige Thore,

Mauern und Thürme erheben sich in mystischer Höhe um uns her. Wir fahren durch ein großes Gewölbe und — wir sind in Rom.

In der ersten Woche dachte ich beinahe an nichts anderes als an passende Winterquartiere für mich und meine junge Freundin. Doch machte ich auch zwei Entdeckungszüge anderer Art, wovon ich ein paar Worte sagen muß. Da ich an jedem Orte gern unabhängig und auf eigene Faust herumschweife und mich umschaue, so kaufte ich auch jezt eine Carte von Rom, die ich studirte. Als ich nun eines Tags, in der ganz weltlichen Absicht eine Wohnung zu suchen, auf dem Corso, der Via Condotti, der Piazza di Spagna und in vielen andern Theilen des modernen Roms welche das Fremdenviertel ausmachen umherschweifte, wurde ich von Hunger und Durst nach einem bedeutenden und großartigen Anblick ergriffen. Ich verließ also das geräuschvolle neue Rom mit seinen zahlreichen Läden und Menschenmassen und wanderte ins alte Rom hinein. Den Weg kannte ich von meiner Carte. So kam ich ans Capitol, stieg den tarpejischen Fels mittelst einer Treppe hinan und ging auf der andern Seite hinab. Hier öffnete sich vor meinen Augen ein tiefes unermeßliches Grab, und aus demselben erhob sich eine Stadt von Monumenten in Ruinengestalt, Säulen, Triumphbögen, Tempeln und Palästen, zerrüttet und zerfallen, aber noch immer schön und großartig, in trauriger, feierlicher Schönheit. Es war die riesenhafte Erscheinung des alten Roms. Hier stand das Forum wo die Gracchen, diese ersten Volkstribunen, für die Rechte des Volkes sprachen; dort oben das Capitol

wo Cicero den Senat für die wahre Größe Roms anfeuerte — Pläze von denen ich in meiner Jugend so viel gelesen hatte — Schaupläze von Kämpfen und Großthaten die schon frühe in meinem Herzen das Feuer des Patriotismus entzündeten das stets darin gebrannt hat, obschon auf einem andern Herde. Hier waren Tempel aus Triumphbögen deren Namen ich noch nicht wußte, und endlich zur Linken ein Riesengebäude oder vielmehr eine Ruine die ich aus Abbildungen kannte. Dorthin lenkte ich meine Schritte. Unterwegs las ich auf den Ruinen eines schönen Tempels: A Divo Antonio et Diva Faustina, und weiter hinweg über einem massiven Triumphbogen durch welchen die Straße sich hinzog: A Divo Vespasiano; ferner sah ich da in wohlbehaltenen Basreliefs den Triumphzug des Titus nach der Zerstörung Jerusalems mit den gefangenen Juden dargestellt, den siebenarmigen Leuchter und viele andere Schäze aus dem Tempel Salomo's. Ich ging die Via Sacra entlang, wo die Steine, groß und verwittert, noch immer daliegen, wie zur Zeit wo die römischen Kaiser ihre Triumphzüge nach dem Capitol hielten; ich ließ den Triumphbogen Constantins rechts und gelangte endlich, durch unermeßliche Ruinen und Trümmer von gefallenen Säulen, nach dem Coliseum. Hier herrschte tiefes Schweigen. Nur zwei Personen, worunter ein römischer Priester, wandelten da in stiller Betrachtung. Der Tag war wie ein lieblicher Sommertag; sanfte Winde trieben helle weiße Wolken über den Himmel hin, der sich klar und lichtvoll über der unermeßlichen, von dunkeln Mauern umschlossenen Arena wölbte, wo so viel

Blut geflossen war, von Gladiatoren, Sclaven und Märtyrern. Diese lezteren hatten jezt gesiegt [1]). Das christliche Zeichen, ein Kreuz, ragt nunmehr auf dem Plaze wo ihr Blut durch die Zähne und Klauen wilder Bestien vergossen worden; friedliche Altäre stehen rings herum und zeigen Stationen in der Leidensgeschichte unsers Herrn an. Das stolze Theater wo Tausende von blutdürstigen Zuschauern in wahnwiziger Freude über die Kämpfe und Leiden ihrer Opfer in die Hände geklatscht hatten, lag jezt in Trümmern, und über den zerfallenen Gallerien wogten Gesträuche im Winde mit ihren gelben und rothen Blumen, und das Gras wuchs auf dem Blutfelde, „wie die Narbe wächst auf der geheilten Wunde."

Die herrliche Luft — der sonnenbeglänzte Himmel über dem großen Denkmal mit seinen düstern Erinnerungen — die Tauben die in Schwärmen umherkreisten — der Wind der in den jungen Bäumen und Gebüschen ein Gemurmel erregte — dieses gegenwärtige Leben, das den endlichen Sieg des Guten und Göttlichen ahnen ließ — ich kann nicht beschreiben was ich fühlte.

Ich näherte mich dem schwarzen hölzernen Kreuz das in der Mitte des Coliseums steht und las darauf daß — „wer dieses Kreuz küßt, Sündenvergebung auf zweihundert Tage erhält."

[1]) Man erzählt sich, während der Regierung eines der lezten römischen Kaiser, des Honorius, im Jahr 404, habe ein christlicher Mönch sich eines Tags aus frommem Eifer in die Arena geworfen, um den mörderischen Kampf der Gladiatoren zu verhindern. Er wurde vom Volk getödtet, aber der Kaiser erließ darauf ein strenges Verbot gegen diese Schauspiele.

Dieß war das Zeichen des Pabstthums und das Zeichen einer Macht welche bindet und löst, aber nicht mit den Schlüsseln des Geistes. Es war auch das Zeichen daß das Licht des Geistes seinen Triumph über den Buchstaben noch nicht vollendet hat. Aber blase, du warmer frischer Wind, scheine, du leuchtende Sonne, und der Tag wird kommen.

An einem meiner ersten Tage in Rom, als ich es müde geworden war die Prosa des Lebens zu suchen, emancipirte ich mich von dieser Arbeit und brach auf um nach Schönheit und Frische zu suchen. Ich gehe nach der entgegengesezten Seite des alten Roms, des Capitols und Forums, in der Richtung der Porta del Popolo, die, wie die Inschrift sagt, so prächtig gebaut wurde um den Einzug der schwedischen Exkönigin Christine in Rom zu feiern. Rechts von der Piazza del Popolo, wenn man vom Corso kommt, ist ein Hügel zu welchem breite, mit Bäumen bepflanzte und mit antiken sowie modernen Marmorstatuen verzierte Pfade hinanführen. Eine dieser Statuen gilt der Hygea, welche Dich einlädt hier alle Sorgen wegzuwerfen und Ruhe und Erfrischung zu suchen nach den Lasten des Tages. Und es wird wohl auf der ganzen Erde kaum ein Pläzchen zu finden sein das Dir besser dazu verhelfen könnte als der Zaubergarten des Monte Pincio. Auf seinem Gipfel befindest Du Dich in den schönsten Rasengründen, unter allen Arten von Bäumen und Gebüschen, unter Blumen aus allen Weltgegenden, von den Tropenländern bis zu dem hohen Norden. Klare Brunnen springen aus Marmorbecken unter Acazien und Fichten; Du wandelst in Hainen von Rosen

und Lorbeeren, und unter den Lorbeeren schauen schöne Denkerköpfe hervor; die lebendigen Lorbeeren umflüstern kosend einen Dante, Ariost, Beccaria, Filangieri, Galilei, Volta — alle diese Dichter, Denker und Staatsmänner welche der Ruhm Italiens waren und es noch sind. Sie stehen jezt hier im Frieden unter dem strahlenden Himmel des Vaterlandes. Italia drückt ihre mächtigen Söhne in dankbarer Anerkennung an ihren Mutterbusen.

Du findest hier auch einige Köpfe von alten edlen Römern: Scipio Africanus, Cicero, Cäsar, Pompejus, Tacitus. Welch eine glänzende Ruhmeshalle ist der Monte Pincio, der ehemalige Garten Sallusts, die Villa Lucalls, später ein Trümmerhaufen, neuerdings von Napoleon dem Großen in die schönste Promenade Roms umgeschaffen. Jede Hauptstadt sollte ihren Monte Pincio haben; selbst Schwedens Residenz könnte den ihren haben; an großen Männern fehlt es nicht bei uns [1]). Bei vielen dieser Marmorbüsten ist indeß die Ausführung nicht befriedigend; es sind nicht immer wahre Künstler dazu gewählt worden, und das ist Schade.

Aber die unsterblichen Todten beschäftigen unsere Aufmerksamkeit hier nur in stillen Stunden; denn das lebendige Leben um uns her, sowohl im Kleinen als im Großen, ist so schön und reich daß es Seele und Sinne fesselt.

Rings um uns gehen oder sizen die römischen Am-

---

1) Die hohen Sandhügel wo die Sternwarte jezt steht würde vortrefflich zu einem solchen Zweck passen. Aber die Büsten unserer Helden müssen von Erz, unsere Lorbeeren müssen die immergrünen Fichten sein.

men in vollem Costüm, die dunkeln Haare mit Kränzen, rothen Bändern, silbernen Blumen oder goldenen Aehren geschmückt, Perlenschnüre um den Hals und das Halstuch tief hinten angeheftet, so daß die kräftige Form des Nackens und seine gesunde braune Farbe ins volle Licht tritt. Die Kinder in weißen Kleidchen schlafen auf den Armen der Ammen oder machen unter den Händen derselben ihre ersten Versuche im Gehen, während die ältern Kinder, poetisch schön und zierlich gekleidet, blühend wie die Söhne und Töchter Albions, strahlend von unschuldiger Lebenslust, mit ihren Reifen umherspringen. Hier promeniren seidengeschmückte Damen, gleich Straußen sich umherschwingend, mit den Herrn die zu ihnen gehören: dort Cardinäle, Kirchenfürsten in scharlachrothen Strümpfen und veilchenblauen Seidenmänteln, begleitet von einem schwarzbekutteten Priester und zwei oder drei Dienern in breiten Hüten und langen Livreeröcken; dort wandeln barfüßige und barhäuptige Capuziner behaglich paarweise umher; ihre Corpulenz und ihre rothen Gesichter beweisen die Thatsache daß man auch als Capuziner ein sehr lustiges Leben führen kann. Da und dort seht ihr auch einen stillen Denker mit seinem Buch in der Hand dasitzen oder sich ergehen, und zwar ist er in den Lorbeerhainen so einsam und ungestört wie in seinem eigenen Studirstübchen. Ueberall sind weiße marmorne oder hölzerne Bänke zu finden.

Um die friedlichen Pläze der Fußgänger her befindet sich der große Corso, und hier sieht man zwischen drei und fünf Uhr Mittags in glänzenden Equipagen und zu Pferd die elegante Welt Roms

in großer Gala. Es ist ein prächtiger Anblick. Aber einen noch großartigeren und prächtigeren bietet Rom selbst mit seinen Hunderten von Kirchen, Kuppeln und Obelisken, vom Vatican bis zum Capitol, und über der Stadt draußen die Campagna, und noch weiter hinweg der westliche Horizont wo die Sonne in italienischer Farbenpracht untergeht, mit ihren lez-ten Strahlen noch immer die Zinnen der ewigen Stadt und die Lorbeerhaine des Monte Pincio be-glänzend.

Wenn später die Nachglut des Sonnenuntergangs den Himmel beleuchtet und über die Stadt empor-steigt, so ist dieß ein unendlich genußreicher Anblick, woran man sich an so lieblichen Abenden wie wir sie bisher in Rom hatten nicht satt sehen kann.

Einen dritten Ausflug machte ich in den ersten Tagen zu Wagen mit Jenny und dem jungen schwei-zerischen Professor Bonnet nach der Via Appia, ehe-mals einer öffentlichen Hauptstraße, jezt einer ver-ödeten Via sacra — einer prachtvollen Promenade unter zerfallenen Gräbern, deren massive Ueberreste sich viele Meilen weit über die römische Campagna ausdehnen. Die mächtigen Familien im alten Rom liebten es Denkmäler für ihre Todten an der Haupt-straße zu erbauen, wahrscheinlich um zu gleicher Zeit ihre Pietät und ihre Wohlhabenheit ans Licht zu stellen. Die meisten dieser Denkmäler sind jezt nur noch Trüm-merhaufen, auf denen die Statuen und Sculpturen stehen die unter der Erde oder dem Schutt gefunden wurden. Das Grabmal der Cäcilia Metella ist das einzige dessen Aeußeres wohl erhalten ist — sein Inneres ist ebenfalls ein Trümmerhaufen. Ein schö-

nes marmornes Relief von Blumen und andern Ornamenten umgibt den runden Thurm wie eine Guirlande. Auch die Aufschrift ist vortrefflich und in großem Maßstabe gehalten; sie spricht von einer liebenswürdigen jungen Dame die in der Blüthe ihrer Jahre gestorben sei, und zu deren Andenken der trauernde Gatte und Vater dieses Denkmal errichtet haben.

Die auf den Grabmälern der Via Appia gefundenen Inschriften zeugen sämmtlich vom Kummer der Lebendigen um die Todten, aber niemals von der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung. Auf vielen Sarcophagen oder Friesen sieht man die Todten so liegen oder sizen wie sie im Leben waren; einige scheinen zu beten. Viele Köpfe haben einen stark ausgeprägten Character. Zuweilen schaut unter diesen Trümmerhaufen eine weiße schöndrapirte Marmorfigur hervor, aber ohne Kopf oder Hände; da und dort sieht man eine Hand ausgestreckt oder eine Figur theilweise aus dem Grabe sich erheben. Es ist eine Straße durch Denkmäler von Todten, über einen unermeßlichen Kirchhof hin geführt; denn die verödete römische Campagna kann als ein solcher betrachtet werden. Zur Linken ist sie mit colossalen Aquäducten bestreut, die zur Kaiserzeit Flüsse und Seen nach Rom führten, und noch jezt, zerfallen und zerstört, durch die schönen Verhältnisse ihrer Arcaden das Auge erfreuen.

Rechts liegt eine ungeheure Prairie, ohne andere Gränzen als den Ocean, den man jedoch von da aus nicht sieht. Das Land ist verödet, und nur da und dort sind Hütten oder Bäume zu sehen. Der Bach

Egeria's durchschneidet hier die Campagna und fließt noch weiter in den schönen Hain, den ich ein andermal besuchen werde. Wir fuhren bis an den sogenannten runden Thurm, den höchsten Punkt auf der Straße, mit wahrhaft überraschender Aussicht. Ein kleines Bauernhaus ist hier in eine Grabruine gebaut; vor demselben befand sich eine Schafheerde, für den Augenblick so unbeweglich wie das Grab selbst. Auf dem Hügel von Albano sahen wir in blauer Ferne die Städte Albani und Frascati; weiter hinweg schimmerten unter dunkelgrünen Wäldern die weißen Häuser von Tivoli und die Villa d'Este hervor. Im Westen war die Aussicht von den Sabinerhügeln begränzt, deren Gipfel jezt mit Schnee bedeckt war.

Wir fuhren langsam nach Rom zurück, während die Sonne, die prächtig jenseits der unermeßlichen Ebene unterging, die Wasserleitung und den Thurm der Campagna mit immer wärmeren Farben röthete. Tiefer und tiefer wurden ihre Schatten. Die Straße war eben so verödet wie die ganze Gegend durch welche sie ging. Wir begegneten bloß einigen wenigen Bauern die vom Felde kamen und heimgingen. Die große Hauptstraße für die Menschen und für die Equipagen zieht sich jezt in einer namhaften Entfernung von dieser hin, und die Via Appia ist nur noch eine Straße für alte Erinnerungen und neugierige Reisende.

Nach mehrtägigem emsigem Suchen gelang es mir auf dem Corso, der großen Arterie des modernen Roms, eine behagliche Wohnung zu finden. Wir haben hier eine freundliche Wirthin, ein kleines Mäd-

chen und eine muntere Donna oder Haushälterin die unsere Angelegenheiten besorgt, und wir können bereits die Wahrheit des Sprichwortes bezeugen daß man nirgends so gut und wohlfeil lebe wie in Rom. Aber man darf nicht in Gasthöfen wohnen, und am allerwenigsten in einer weiß übertünchten Räuberhöhle wie die Minerva. Wir befinden uns nicht weit vom Monte Pincio und der Piazza del Popolo, wo ich zum erstenmal den Abendstern Jupiter über Rom leuchten sah. Unser äußeres Leben ist jezt gut angeordnet, und ich kann mich mit um so freierem Geiste der ewigen Roma widmen, der Sibylle mit den Wunderbüchern in welche die Runen der Vergangenheit und Zukunft eingegraben sind.

Wenn der Mensch gesündigt — wenn er sich gegen irgend' ein göttliches oder menschliches Gesez vergangen hat — wenn er in der Nacht in Folge von Gewissensqualen schlaflos daliegt — wenn der Tag ihm durch die Last dieser Erinnerungen erschwert wird — wie wohlthuend, wie herrlich ist es dann ein Mittel der Sühnung und Wiedergutmachung zu wissen! Das Bedürfniß nach einem solchen hat Männer und Weiber als Pilger nach den heiligen Orten getrieben und thut dieß noch auf den heutigen Tag — dieses Bedürfniß hat sie veranlaßt sich den schwersten Büßungen zu unterwerfen. Es ist ein heiliges Bedürfniß, gegründet auf das Bewußtsein ewig heiliger Geseze. Man kann es bloß in Ehren halten, wenn man auch die Macht verdammen muß die sich untersteht den Sünder freizusprechen gegen Leistung irgend einer äußern erbärmlichen Buße, die mehr einem Spiel als einer Strafe gleicht. So fühlte

und dachte ich manchmal in Italien, wenn ich auf seinen Kirchen, Capellen oder an andern heiligen Orten die Verheißung vollständigen Ablasses für diejenigen las die hier, gewöhnlich, fünf Paternoster und drei Ave Maria beten oder ein gewisses Kreuz küssen würden u. s. f. Aber selten habe ich dieses lebhafter empfunden als gestern, wo ich einige Männer und Weiber auf ihren Knieen die Scala santa hinaufrutschen und dabei die Pläze küssen sah auf welche, wie ein kupferner Ring anzeigt, ein Tropfen vom Blute des Erlösers gefallen war.

Die Scala santa ist eine weiße Marmortreppe, von welcher man sagt sie sei aus der Urhalle in Jerusalem gebracht worden, und Christus sei sie in seiner lezten Nacht hinangestiegen, als er hingegangen um sein Urtheil von Pilatus zu empfangen. Die Kaiserin Helena, Constantins Mutter, hatte sie nebst andern Ueberresten der Conciliumshalle aus Jerusalem nach Rom gebracht. Es sind acht und zwanzig mit Holz bedeckte Stufen, und die Gläubigen welche sie hinankriechen finden oben ein verschlossenes Capellchen, worin eine Lampe brennt unter Reliquien, „so heilig, sagt eine Inschrift an der Wand, daß in der ganzen Welt kein heiligerer Plaz zu finden ist."

Man darf nicht hineingehen, sondern nur durch das Gitter schauen. Die Büßenden knieen vor diesem Gitter, küssen die heilige Wand und gehen dann eine andere Treppe hinab, an deren Fuß sich ein Gemälde befindet, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht daß alle diejenigen die tief versunken in die Leiden des Erlösers die heilige Treppe auf ihren Knieen hinansteigen, für neun verflossene Jahre

ihres Lebens Absolution erhalten; ferner daß Pabst Pius VII. die Absolution als für die ganze Lebenszeit gültig erklärt habe und daß sie auch den im Fegfeuer befindlichen Seelen zu Gute komme.

Hat des Erlösers Fuß wirklich diese Stufen betreten? Sind diese Reliquien in Wahrheit Theile seines Kreuzes, der Dornenkrone u. s. w., oder ist Alles erdichtet? Für mich gilt das ganz gleich.

„Er ist nicht hier, er ist auferstanden," sagten die Engel am Grabe. Die Verehrung der leiblichen Hülle welche den Geist weggeworfen hat taugt nur für Seelen im Zustande niedriger Entwicklung, und das Hinaufrutschen auf der Scala santa ist ein gar zu bequemer Weg Sündenvergebung zu erlangen, zugleich aber auch ein Hinderniß auf dem allein wahren Wege.

Am Fuße der Scala santa stehen die schönen Marmorgruppen von Jesus und Judas Ischarioth, wie auch von Jesus und Pontius Pilatus, beide von einem römischen Bildhauer, Namens Giacometti, der sich durch diese Bildsäulen auf einmal Rang und Ruf unter den ersten Bildhauern seiner Zeit erwarb.

Sonntag, 6. December.

Gottesdienst in der Sixtinischen Capelle. Die Messe vom Pabste selbst gelesen mit einer angenehmen, aber etwas schwachen Stimme. Diese Stimme paßte zu seinem Gesicht und seinem Benehmen, was beides auf einen liebenswürdigen und freundlichen, aber unentschlossenen Character deutet. Der Gottesdienst schien mir eine Art von Verehrung für die Person des Pabstes selbst zu sein. Er sizt auf sei-

nem Thron, und die Cardinäle treten, gefolgt von ihren Schleppträgern, einer um den andern herum um seine Hände zu küssen. Der Pabst wird sowohl während der Messe als während der Sacramentreichung gerade bedient als wäre er ein Automat der selbst gar nichts thun könnte. Die meisten Cardinäle sind alte Männer mit breiten blassen Gesichtern und welken Zügen; einige sehen überdieß sehr geckenhaft aus. (Cardinal Antonelli, das absolutistische Princip im päbstlichen Cabinet und der einflußreichste Mann im römischen Staat, aber allen nationalgesinnten Italienern aufs Tiefste verhaßt, war nicht zugegen). Die Predigt wurde lateinisch gehalten von einem schwarzbekutteten Mönch der nur für den Pabst zu predigen schien, denn sein ganzes Geberdenspiel und die Rede war ausschließlich ihm zugekehrt. Die Musik war kunstvoll und stark, aber doch nicht gut vorgetragen; zwei schöne Sopranstimmen sangen und trällerten mit wunderbarer Kunst, aber ohne Gefühl. Es scheint mir hier wie in Florenz daß die Musik wie eine Kunst behandelt wird, aber nicht wie eine schöne Kunst.

Die Mehrzahl der Anwesenden bestand aus Fremden; die Damen erschienen sämmtlich in schwarzseidenen Kleidern und mit schwarzen Schleiern. Dieß ist das Costüm hier bei kirchlichen Festen, wenn der Pabst persönlich zugegen ist.

Hätte der Gottesdienst irgend eine fromme Regung in meiner Seele hervorrufen können, so wäre sie gänzlich neutralisirt worden durch eine Art von perpetuum mobile das in Gestalt einer stämmigen Dame von etwa fünfzig Jahren neben mir saß, eine

Französin von äußerst einfältigem Aussehen und Benehmen, die weder sich selbst noch ihrer Nachbarschaft einen Augenblick Ruhe gönnte. Bald machte sie ihrer Nachbarin den Schleier zurecht, bald mußte die Nachbarin ihr denselben Dienst erweisen, bald rasselte sie mit ihren Armspangen und Ringen, die sie bewunderungsvoll an einer breiten fetten Hand herumdrehte, bald zeigte sie dieselben einer hinter ihr sizenden Dame; dann zog sie ein Lotterieloos aus ihrer Rocktasche, dann schaute sie in ihr Meßbuch; hierauf bürstete sie wieder ihr Kleid von oben bis unten, stand auf, drehte sich um, rauschte und raschelte, bewegte unaufhörlich Hände, Kopf, ja den ganzen Leib, und fragte einmal ums andere Qu'est-ce que c'est que ça? und so dauerte es während des ganzen Gottesdienstes, der volle anderthalb Stunden währte. Ich benüzte meine Zeit dazu daß ich Sinn und Bedeutung der Messe in dem Meßbuch studirte das meine Wirthin mir geliehen hatte, und daß ich an der Seite der Dame Perpetuum mobile meine Geduld übte.

Sehr glänzend und in ihrer Art schön waren die Schwenkungen und Märsche der Schweizergarde in den prächtigen Chorgängen und Hallen des Vaticans. Ihre schimmernde mittelalterliche Uniform, roth und Gold, wozu Michel Angelo die Zeichnung entworfen haben soll, ist in allen ihren Einzelnheiten beibehalten. Im Uebrigen zeichnete sich diese Garde durch eine erstaunliche Rohheit aus, nicht bloß gegen Fremde, sondern sogar gegen catholische Priester. Einem solchen wurde sein Hut gewaltsam weggerissen; ein anderer, der sich ganz unschuldig an eine Bank lehnte, wurde auf die brutalste Weise hin und her gestoßen.

Die Damen wurden nach der Ceremonie wie Kriegsgefangene oder wie eine Schafheerde zur Capelle hinausgetrieben. Die französische Garde, die ebenfalls zugegen war, benahm sich ganz anders. Welch eine Demüthigung liegt nicht darin daß der Pabst sich in seiner eigenen Hauptstadt von fremden Soldaten bewachen und gegen sein eigenes Volk schüzen lassen muß!

Ich bin seitdem wieder in die Capelle gekommen, um Michel Angelo's weltberühmtes Gemälde, das jüngste Gericht, näher zu studiren. Dieses Frescogemälde hinten in der Capelle hat durch die Länge der Zeit und durch das Schwinden der Farben sehr gelitten. Die in der Mitte befindlichen Figuren Christi und seiner Mutter sind jedoch gut erhalten oder mit Glück restaurirt. Dieser Christus ist nicht der Christus des Evangeliums, sondern eine herculische Gestalt à la Buonarotti, die mit Geberden heftigen Unwillens einem Haufen pharisäischer Sünder der sich um sie drängt zuruft: Weichet von mir, ihr Verfluchten meines Vaters!

Eines scheint mir jedoch gewiß zu sein, nämlich daß der Gottes- und Menschensohn, wenn er am Tage des Gerichts genöthigt sein sollte diese Worte zu sagen, dieß mit einem kummervollen Ernst und einer geistlichen Würde thun wird wovon der Christus des Michel Angelo keine Spur zeigt. Die Verfluchten werden natürlich hinabgestürzt, und auf dem Grunde des Gemäldes sieht man sie sieden und brennen. Mittlerweile singen die Gesegneten Loblieder, während sie zur Rechten des Erlösers in den Himmel hinansteigen — eine Vorstellung die im

Princip falsch ist; denn der eine Theil des Menschengeschlechtes kann, insofern ihm der Geist Christi innewohnt, keine Loblieder singen, während der andere sich in den Qualen der Verzweiflung windet und krümmt. Sehr schön und wahrhaft ergreifend ist dagegen der Ausdruck von Schwermuth und Erbarmen womit die Jungfrau Maria auf die Unglücklichen herniederschaut — das himmlisch reine und milde Gesicht erinnert an die Büste der Vittoria Colonna. Auch die in einigen Gruppen ausgedrückte Idee von der innigen Vereinigung der menschlichen Wesen und ihrem Bewußtsein gegenseitiger Verwandtschaft schien mir schön und wahr zu sein. Es sind nur sehr wenige einzelne Figuren da; immer in Gruppen von zwei oder mehr Personen, steigen sie hinauf oder werden hinabgestoßen, halten einander empor oder ziehen sich gegenseitig in die Tiefe. Eine Gruppe darunter ist besonders ausdrucksvoll, nämlich zwei Neger, von denen der ältere, ein schöner energischer Kopf, einen jüngeren umarmt, welcher mit beiden Händen einen Rosenkranz festhält, woran ein Engel beide mit erbarmungsvollem Lächeln in die Höhe zieht, eine Idee die der catholischen Kirche eigen ist, aber eine symbolische Wahrheit hat. Die Kehrseite des hohen Prachthimmels über dem päbstlichen Thron verdeckt die mittleren und untersten Theile des Gemäldes gänzlich — die einsame Insel von Donnerwolken, auf welchen eine Engelschaar die Trompeten des Gerichts bläst — eine der großartigsten Ideen des großen Gemäldes. Diese Wolkeninsel schwebt über dem Abgrund zwischen Himmel und Hölle. Unten, zur Rechten, sieht man die Todten

erwachen und aus den Kirchhöfen der Erde emporsteigen — ein trauriges Bild. Das Gemälde als Ganzes kann jezt nur noch in Photographien und Kupferstichen gesehen werden.

Von der Capelle ging ich in die St. Peterskirche. Dieser herrliche Tempel, wie man sagt, der größte und schönste in der Welt, machte auf mich eher den Eindruck eines christlichen Pantheons als einer christlichen Kirche. Der ästhetische Verstand wird darin mehr erbaut als die gottliebende oder gottsuchende Seele. Das Aeußere und Innere des Gebäudes scheinen mir eher einer Apotheose des Pabstthums zu gleichen als einer Verherrlichung des Christenthums und seiner Lehre. Denkmäler für die Päbste nehmen allzu viel Raum ein. Man sieht rings um die Wände her Engel mit päbstlichen Portraits, zuweilen auch nur mit päbstlichen Tiaren, emporfliegen. Ungefähr in der Mitte der Kirche befindet sich ein Kranz von vergoldeten ewig brennenden Lampen um das Grab der Apostel Peter und Paul — ein Kreis von stillen betenden Verehrern kniete umher — und in dem marmorbedeckten Grab kniet ein colossaler marmorner Fischer, eine schöne Figur die, glaube ich, den Pabst Pius V. vorstellen soll. Nicht weit von dem Grabe sizt steif und aufrecht eine schwarze Bronzestatue die den Apostel Petrus vorstellen und sehr alt sein soll, eine Umformung des antiken Jupiter Capitolinus, wie gelehrte Männer mir gesagt haben. Sie sieht auch ganz so aus. Der Ausdruck ist hart und ungeistlich: die ganze Gestalt häßlich und widerlich. Der eine Fuß ist vorgestreckt, und dieser wird von allen Volksclassen

die in die Kirche kommen, von Alt und Jung geküßt. Die Zehen sind theilweise verwischt.

Die Seitencapellen sind prächtig und so groß daß sie für selbstständige Kirchen gelten könnten. Die Denkmäler und Bildsäulen sind zahlreich, alle aber den großartigen und schönen Verhältnissen des Haupttempels untergeordnet oder in harmonischen Einklang mit denselben gebracht. Alles ist da Harmonie, Licht, Schönheit — ein Bild der triumphirenden Kirche, aber ein sehr weltliches, irdisches Bild, und während der Geist sich an all dieser Pracht erfreut, kann dic Seele in höherem Sinn durch ihre symbolische Bedeutung nicht erbaut werden. Die Cathedrale von Siena machte mir einen tiefern Eindruck von einem christlichen Tempel. Doch ich kehre nach St. Peter zurück.

Regenbogen funkelten in den vollen Wasserstrahlen der außen spielenden Fontainen. Die Luft war so warm wie im Sommer, so daß Jenny und ich mit bloßen Tüllschleiern über unsern Köpfen in einem offenen Wagen nach Hause fuhren ohne die mindeste Unannehmlichkeit davon zu haben.

Nachmittags, während Jenny in Gesellschaft eines unserer Landsleute sich an dem Sonnenschein auf dem Monte Pincio erfreute, ging ich ins Coliseum, wo, wie man mir sagte, jeden Sonntag das einfache wahre Christenthum von einem Capuzinermönch gepredigt wurde, und dieses wünschte ich zu hören.

Ich befand mich noch nicht lange auf dem Plaze, der wie gewöhnlich leer stand, mit Ausnahme einiger Ammen die ihre Kleinen das in der Mitte stehende Kreuz küssen ließen, als ich singen hörte und durch

das Thor eine Procession von graubekutteten Männern und schwarzbekutteten Frauen kommen sah, von welchen leztern eine, ein kleines blasses Geschöpf, mit einem großen schwarzen Kreuz dem Zuge voranschritt. Die Gesichter der grauen Brüder waren ebenfalls mit grauem Tuche bedeckt, worin bloß Oeffnungen für die Augen angebracht waren, was einen sehr widerlichen Effect machte. Ich habe mir sagen lassen daß dieses Costüm häufig Männer von hoher Geburt verberge, die auf solche Art ein Gelübde erfüllen oder eine Sünde abbüßen; auch verrieth ihr Gang und ihre ganze Haltung deutlich daß sie den vornehmen Classen angehörten.

Die Männer und Frauen der Procession, der sich ein kleiner gemischter Volkshaufe anschloß, sammelten sich um eine niedrige Barriere vor welcher eine Canzel an der Wand des Coliseums zur Linken stand. Ein junger Capuciner bestieg sie, ein kleines Crucifix mit einem abscheulichen Bilde des Erlösers in der Hand haltend, das er neben sich auf die Canzel stellte. Sodann redete er seine Zuhörerschaft laut und eindringlich an; aber, barmherziger Gott, was für ein Vortrag! Er handelte vom jüngsten Gericht, und was wohl bei dieser Gelegenheit die größte Qual für die Verdammten ausmachen würde. Nicht die Trennung von Gott, dem Urquell alles Segens, nicht die Flammen und Martern der Hölle. Nein, sondern die Beschämung (la confusione) verurtheilt zu sein im Angesicht der Madonna, der Heiligen und aller Auserwählten. Eine Ewigkeit der Qual war weniger furchtbar als die Schamröthe die in diesem Augenblick auf ihren Wangen brennen

und vor welcher die Flammen der Hölle erblassen mußten. Denket euch — dilettissimi — eine Dame, eine vornehme, elegante Weltdame, die von rohen Gesellen gepackt wird und — doch ich kann den Mönch nicht weiter begleiten in seiner widrigen, eckelhaften Beschreibung dieser unglücklichen Frau, die, nachdem sie in den Straßen der Hauptstadt alle Arten von Schmach und Beschimpfung erlitten, zuletzt ausgelacht wird von der Jungfrau Maria und der ganzen nobeln und feinen Himmelsgesellschaft, die zu ihrem Jammer in die Hände klatscht, während die povera donna am Ende mit Scham bedeckt in die Hölle gestoßen wird.

Der junge Mönch führte sein Gemälde con amore und mit der ganzen italienischen Wärme des Colorits aus. Es schien mir als ob der Geist der grausamen Schauspiele die früher an diesem selben Orte stattgefunden in den jungen Priester gefahren wäre und ihm seine dämonischen Gelüste eingegeben hätte. Der helle, sanfte Sommerhimmel der sich über der heidnischen Rotunde wölbte, der Abendwind der das Gras und die Blumen bewegte, die weißen Tauben die mit ihren glänzenden Flügeln in der Höhe kreisten, bestrahlt von der untergehenden Sonne, waren die Boten eines andern Geistes als desjenigen der in dieser grausamen gemeinen Predigt lebte. Sie schloß mit den Worten:

„Betet zu Christo daß euer Loos bei den Auserwählten sein möge, und nicht bei denen welche die Beschämung erleiden die schlimmer ist als die Flammen der Hölle." Er hob das Crucifix in die Höhe, Alle fielen auf die Kniee und sprachen ihm

ein Gebet nach. Sodann ermahnte er die Brüder und Schwestern ihn auf der via crucis zu begleiten, indem er streng, jedoch gleichgiltig, hinzufügte: „Und wenn ihr ohne Frömmigkeit darauf wandelt, so ist's euer eigener Schaden. Ihr seid gewarnt."

Er stieg von der Canzel herab und die Procession sezte sich hinter ihm her wieder in Bewegung, zu einer angenehmen und leichten Melodie eine Hymne singend in welcher die Worte Peccatore und Salvatore sich häufig wiederholten. Auf solche Art zog die Procession zu den zwölf Altären die in einem Kreis innerhalb des Coliseums stehen, und von denen jeder ein Bild aus der Passionsgeschichte darstellt. Vor jedem Altar machten sie Halt und beteten; sodann zogen sie singend weiter. Es war spät und dunkel als der sogenannte Kreuzesgang zu Ende war. Diejenigen vom Volk die daran Theil genommen hatten, beeilten sich jezt das in der Mitte der Arena stehende Kreuz zu küssen, wodurch sie einen Ablaß auf zweihundert Tage erwarben. Die Procession ging singend durch die Thore und nach einer kleinen Kirche, Calvario genannt, innerhalb des St. Sebastiansthores.

Ich ging nach Hause, hatte aber einige Mühe heimzukommen, denn auf dem Corso drängte sich eine beinahe unglaubliche Menge von Wagen und Fußgängern, und es erforderte Zeit und Geschicklichkeit um sich durch das dichte Gewühl der Fußgänger hindurch zu lootsen, die beinahe alle den gebildeten Ständen angehörten und oft wie eingewurzelt stehen blieben, als ob sie keinen andern Gedanken hätten als die freundlichen Damen in den Equipagen an-

zusehen. Und so geht es jeden Tag zwischen drei und fünf Uhr auf dem Corso.

8. December.

Großes Fest der Unbefleckten. Die Läden waren geschlossen, viel Volk auf den Straßen und das Wetter schön. Nachmittags vier Uhr zog die große Procession von der Piazza di Venezia nach dem capitolinischen Felsen. Meine Freunde und ich beobachteten sie von der Treppe der Jesuitenkirche herab, wo wir uns anschloßen. Die große Zuschauermenge auf den Straßen zeigte nur wenig Andacht, außer bei der Hostie. Als diese vorübergetragen wurde, fielen alle auf ihre Knie. Ihre Häupter entblößten sie bloß vor dem Bilde der Jungfrau. Es wurde zuerst auf Leinwand gemalt vorübergetragen — ein sehr liebliches Bild worüber die Worte standen: Mater omnium, sodann eine vergoldete Statue, gleichfalls mit lieblich mütterlichem Ausdruck, die gefalteten Hände mit vielen Ringen geschmückt, unter einem vergoldeten Thronhimmel. Darauf folgte ein Kreuz. Die Musik spielte einen Marsch aus dem Troubadour. Die Procession machte einen schönen Effect, als sie, von der buntscheckigen Menge begleitet, die Treppe zum Capitol hinanstieg. Dort machte sie Halt — die Musik spielte eine Weile eine lustige weltliche Melodie — die Fahnen wurden gesenkt — Alles war zu Ende und das Volk zerstreute sich so schnell und still wie eine Wolkenmasse.

Die Madonnenbilder wurden die himmelanstrebenden Stufen der Ara coeli hinauf und in die Capuzinerkirche hineingetragen, zu welcher dieselben

führen. Die Kirche war beleuchtet und das in der Mitte stehende Marienbild gleichfalls. Die Inschrift: „Du bist in Wahrheit eine Jungfrau und an Dir ist keine Erbsünde,“ wurde einmal ums andre von vielen Männern aus den niedrigen Volksclassen mit einer Inbrunst geküßt die rührend anzusehen war, weil sie aufrichtig war und ein feuriges religiöses Gefühl verrieth. Wurde dieses Gefühl irregeleitet, so war es nicht ihre Schuld, sondern die Schuld ihres Oberhirten, des Pabstes, welcher das demüthige irdische Weib zu einer Göttin erhoben. Es waren jezt gerade sieben Jahre seit Pius IX., einer angeblichen Inspiration des heiligen Geistes zu Folge, die Mutter Jesu Christi als frei von der Erbsünde erklärte. Im Uebrigen konnte der freundliche bezaubernde Ausdruck in den schönen Madonnenbildern bei diesen ungebildeten, aber warmherzigen und heißblütigen Kindern Italiens leicht Gefühle andächtiger Liebe erwecken. Man versichert daß die Männer in Italien beinahe allgemein eine Verehrung und Hochachtung gegen die Mutter empfinden die man sonst sehr selten trifft. Es ist merkwürdig wie ruhig Damen unter einer Volksmasse sich bewegen und stehen können, ohne im Mindesten gedrängt, gestoßen oder sonst unangenehm berührt zu werden, wenigstens nicht von Italienern. Diese benehmen sich freundlich, zuvorkommend, ja sogar höchst delicat gegen wohlgekleidete Personen und Kinder. Das gehört zu ihrer Erziehung, von welcher unsern Nordbewohnern auch etwas mehr zu wünschen wäre.

10. December.

Soirée bei dem Grafen von Colloredo, in Gesellschaft mit Fürsten und Fürstinnen, Franzosen, Spaniern und Italienern. Amüsant genug für einmal. Ich fühlte mich sehr angesprochen von der Wirthin, einer Dame die gut, gescheidt und entschlossen scheint, einer Dame von der großen Welt und, wie mir schien, auch von Character. Große Freude machte es mir die junge Fürstin G. zu sehen, eine Tochter der Königin Marie Christine aus zweiter Ehe. Ohne gerade hübsch zu sein, hat sie etwas Ansprechendes in ihrem Gesichte und ein gefälliges Benehmen. Ihr Blumenkranz mit langem herabhängendem Seegras paßte vortrefflich für ihren Kopf und ihren langen, aber sehr graciösen Hals. Der junge Fürst, ihr Gemahl, ist ebenfalls hübsch im südländischen Style. Die Fürstin P., die nicht hübsch, aber sehr liebenswürdig ist und der feinsten fashionablen Welt angehört, war ein wahrer Luftballon von Gold, Seide und schwarzen Nesteln. Einige italienische Grafen oder Fürsten wurden mir als Männer von großer Gelehrsamkeit und ungemein interessanter Unterhaltung bezeichnet. Ihre Namen sind mir entfallen, und von ihrer interessanten Unterhaltung, woran ihre äußere Erscheinung mich glauben ließ, habe ich nichts gehört. Die Gegenstände worüber die dießmal nicht sehr zahlreiche Gesellschaft sich besprach, waren höchst unbedeutende Dinge und Privatsachen. Sie betrafen den Fürsten der durch den Sturz seines Pferdes ein Bein gebrochen habe, und die Fürstin die unwohl sei. Eine Person sagt, sie sei besser; eine andere, sie sei schlimmer u. s. w.

Ich hörte mit dem einen Ohr auf diese Bemerkungen, während ich das andere dem Grafen B. lieh, der gewisse catholische Gebräuche rechtfertigte welche ich vielleicht etwas zu offen getadelt hatte. Er ist ein freundlicher und ansprechender junger Mann. In dem Grafen Colloredo, den ich vor mehr als dreißig Jahren in Stockholm als eine blonde Apollogestalt und den Liebling hochgeborener Damen gesehen hatte, erblickte ich jezt einen grauköpfigen Staatsmann, nicht mehr hübsch, aber höflich und freundlich wie früher.

Nachdem ich mich etwas länger als eine Stunde verweilt hatte, fuhr ich nach Hause. Auf der Piazza di Spagna flammte ein Kreuz von Sternen um das Bild der unbefleckten Jungfrau, auf der Spize der weißen marmornen Colonnade die ihr zu Ehren und zum Andenken an die neue, von Pius IX. empfangene Würde errichtet worden. Am Ende der Colonnade stehen colossale Bildsäulen von Moses und drei Propheten, von denen allen angenommen wird daß sie über das neue Dogma geschrieben oder es angekündigt haben. Auf dem Fußgestell sieht man Pius IX. und sein Cabinet, gute Porträts die es der Welt im Jahr 1849 verkünden.

11. December.

Soirée beim badischen Gesandten, Baron von Berger; sehr unterhaltend; verschiedene neue angenehme Bekanntschaften, unter andern der Künstler Rudolph Lehmann und die reizende junge Frau Grant, geborene Baronin Wegener. Lebhafte Unterhaltung und gute Musik.

Sonntag, 13. December.

Kalter, schöner Morgen! Gingen nach der Piazza Montanara in der Nähe des capitolinischen Forums, um das römische Landvolk zu sehen, das sich gewöhnlich in dieser Gegend versammelt. Männer und Knaben stehen da und sonnen sich in ihren Mänteln, zuweilen bloß aus einem zerrissenen Lumpen oder einem Stück Wollenzeug bestehend, das sie nach Art der antiken römischen Toga über ihre Schultern geworfen. Sie haben eine stolze Haltung, sehen aber wie Halbwilde aus. Es waren an diesem Morgen nur wenige Frauen da, aber drei im albanischen Costüm waren prächtig. Hier holen die römischen Künstler ihre Modelle.

Die Römerinnen zeichnen sich, wenn ihre erste Jugend vorüber ist, durch festes Fleisch und nichts weniger als sylphidenartige Gestalten aus. Ihre Schönheit, wenn eine solche sich vorfindet, ist von gediegenem Character. Die Costüme scheinen mir weniger elegant und für den Schmuck berechnet als viele in unserem Norden. Die Lumpen spielen eine zu große Rolle, wenigstens unter den Armen. Diese Lumpen sind beinahe immer grau oder schmuzig braun, und dieß kommt mir — die Künstler mögen mir's verzeihen — nicht sehr schön vor. Wir sind hier ganz in der Nähe der Bocca della verità, in dem alten Tempel der in eine christliche Kirche verwandelt wurde. Die Leute auf dem Montanaraplaz erwärmten sich in der Sonne, rauchten, aßen Obst und Maiskuchen und schienen mit dem Leben zufrieden zu sein.

16. December.

Die Augustinerkirche! Ueber dem Eingang steht die gewöhnliche Inschrift italienischer Kirchen: Indulgentia quotidiana et perpetua pro vivis et defunctis (vollständiger, täglicher und immerwährender Ablaß für Lebendige und Todte).

In der Kirche konnte man seit einiger Zeit eine eigenthümliche Scene mit ansehen. Unlängst verbreitete sich das Gerücht, eine arme Frau habe eines Tages das Madonnenbild in der Kirche um Hilfe angefleht; da habe dieses zu sprechen angefangen und geantwortet: „Wenn ich nur Etwas hätte, so könnte ich Dir helfen, aber ich bin selbst arm."

Dieß war ein großes Wunder. Die Geschichte verbreitete sich nach allen Weltgegenden, machte großen Lärm, und sehr bald eilten Schaaren von Gläubigen nach der Kirche, um den Fuß der Madonna zu küssen und ihr Geschenke aller Art zu bringen. Das Gedränge hieher war eben jezt im vollsten Gange. Die Jungfrau, eine schöne Figur in braunem Marmor, mit dem Jesuskind auf ihrem Schooße, prangte in sizender Stellung von goldenen Zierrathen und Edelsteinen. Es war die Stunde des Ave Maria; Kerzen und Lampen brannten um das Bild her. Reich und Arm, Groß und Klein strömte herein; Alles kam um, theilweise zwei- oder dreimal, den Fuß der Madonna zu küssen, einen vergoldeten Fuß an welchen auch die Stirne voll Andacht gepreßt wurde. Der marmorne Fuß ist vor lauter Küssen geschwunden. Die Madonna ist jezt reich. Die Kirche, früher eine der ärmsten in Rom, ist binnen Kurzem eine der reichsten geworden. Die

meisten der Andächtigen lassen, nachdem sie den Kuß abgegeben, eine Münze in ein kleines Zinngefäß auf dem Altare fallen wo das Madonnenbild sizt; hierauf tunken sie ihre Finger in das Oel der Lampe und beschmieren damit Augen, Stirne und Hals; sodann bekreuzen sie sich und machen endlich für Andere Plaz, die sich begierig vordrängen um ebenfalls den goldenen Fuß zu küssen. Der Zusammenlauf von Volk währte ununterbrochen anderthalb Stunden, und so lange blieb ich in der Kirche. Unter dem Altar steht in goldenen Lettern eingeschrieben daß Pius VII. einen zweihunderttägigen Ablaß allen denen verspreche die den Fuß der Maria küssen und aus vollem Herzen ein Ave Maria beten. Neben dem Altar saß ein Priester an einem Schreibtisch, um Ablässe für die Todten auszufertigen für deren Seelen Gebete gewünscht und bezahlt wurden. O Luther!

17. December.

Diner bei Herrn von Kolb! Ich hatte hier das große Vergnügen die Bekanntschaft des Cavaliere Visconti zu machen, eines Archäologen, der aber mehr ein geistlicher Literat als ein zuverlässiger Antiquar sein soll. In der Unterhaltung ist er wahrhaft fesselnd.

Es war mir eine wahre Wonne ihn über die italienische Sprache reden zu hören, die, wie er sagte, zugleich den Dolch hat der tödtet, und den Balsam der die Wunde so zu sagen mit Liebkosungen heilt. Alfieri und Metastasio vertreten die Kraft und Lieblichkeit der italienischen Sprache in der Tragödie und

im Lied. Alles was in der menschlichen Seele lebt ist in der italienischen Literatur ausgesprochen: der unabhängigste, unbezähmbarste Gedanke (Siehe Vico!), die reichste Phantasie — das glühendste Gefühl — die freieste fröhlichste Lyrik. In all diesen Dingen führt der Genius Italiens den Reigen. Er entlehnt von andern Nationen nicht viel, weil er selbst begeistert ist und aus eigenem Drange spricht. Er ist ein geborener Improvisator; er producirt nicht viel, aber er begreift das Wahre und Schöne mit unglaublicher Raschheit, und der Ausdruck desselben ist so ungezwungen wie das natürliche Wachsthum einer Pflanze in ihrem heimischen Boden.

Visconti gab uns einige Citate, theils aus Alfieri, theils aus Metastasio, wie auch einige von den Volksliedern preis die in der lezten Zeit gesammelt worden sind und demnächst im Druck erscheinen werden. Die ganze Gesellschaft hörte ihm zu, und ich hätte Tage und Nächte lang dasizen und lauschen können. Es war bezaubernd. Visconti ist ein hübscher Mann von mittlern Jahren, mit Feuer in den Augen und einer feinen Bildung die sich in seinem ganzen Wesen verräth.

20. December.

Ich habe es der freundlichen Verwendung meiner Landsmännin, Frau von Martino, der Gemahlin des neapolitanischen Gesandten, zu verdanken daß ich in Stand gesezt wurde die Catacomben zu sehen, und zwar unter der Leitung des berühmten Archäologen Cavaliere von Rossi, der mir die schäzbarsten Aufklärungen gab.

Frau von Martino führte Jenny und mich in ihrem Wagen bis zum Eingang der Catacomben vor dem St. Sebastiansthor. Hier stieß Rossi zu uns, ein noch junger Mann von italienischer Schönheit und südlicher Grazie. Er hatte mehrere Gelehrte und Antiquare von verschiedenen Nationen bei sich.

Rossi ist gegenwärtig der angesehenste Antiquar Roms, weil er vor zwei Jahren die christliche Catacombe vom ersten Jahrhundert entdeckte, die unbekannt oder wenigstens seit dem fünften Jahrhundert in Vergessenheit gerathen war. Er ist zu seinem Funde dadurch gelangt daß er zuerst die sogenannte Calixtische Catacombe entdeckte, mit den Gräbern Fabians, der heiligen Cäcilie und vieler andern alten Märtyrer. Diese leztgenannte Catacombe, von welcher in den Schriften der ältesten Pilger aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert viel die Rede ist, wurde in den lezten Zeiten an einem ganz andern Orte vermuthet als wo Rossi sie fand. Neue sehr sorgfältige Nachforschungen im Bezirk der St. Sebastianskirche führten ihn zu der Entdeckung daß ein Kuhstall in einem Weinberg eine christliche Basilica vom ältesten Datum enthielt. Zerbrochene Marmorstücke, mit Grabschriften die man unter den Steinen und dem Schutte fand, brachten ihn auf die Vermuthung daß die gegenwärtige Calixtische Catacombe unter dieser Kirche sein könnte.

Er theilte seine Entdeckung und Vermuthungen dem Pabste mit. Pius IX. sprach ihm zu und gab ihm die Mittel den Kuhstall und das Rebstück zu kaufen, um die Ausgrabung zu unternehmen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Man entdeckte

nicht bloß die gegenwärtige Calixtische Catacombe nebst den Gräbern der Märtyrer — der Zugang dazu fand sich in der Nähe der kleinen ungeheuer alten Kirche — sondern zugleich auch die allerälteste Catacombe, wo die Christen im ersten und zweiten Jahrhundert ihre Versammlungen hielten und ihre Todten begruben. Der Eingang zu dieser war wieder vermauert und, wenn ich mich nicht täusche, vor Rossi nicht mehr geöffnet worden.

Mit strahlendem Gesicht führte uns der glückliche Entdecker zu diesen unterirdischen Gemächern, auf demselben Weg welchen die ältesten Pilger hinabgestiegen waren. Dieß war eine hübsche und bequeme weiße Marmortreppe. Wir gingen sämmtlich mit Kerzen in der Hand hinab; zwei Führer mit Fackeln schritten voraus. So gelangten wir in die Catacombe des Calixtus. Die Capellen, Gräber und Gänge sind an vielen Orten mit Marmorsäulen, Basreliefs und Gemälden verziert. Die Menge und der Character der Gräber beweisen daß diese Catacombe nach dem vierten Jahrhundert nicht mehr einem armen und unbedeutenden Volkshaufen gehörte, sondern einer Gesellschaft die mächtig genug war um sich bei einem weisen Regenten in Respect und Furcht zu sezen. Sie hatte wirklich Besiz vom Reiche genommen, und um dieß zu behaupten, sah Constantin, genannt der Große, sich genöthigt ihre Lehren anzunehmen oder ihr wenigstens seinen Schuz zu gewähren.

Das interessanteste von den Mausoleen war dasjenige wo die ältesten Bischöfe Roms, die Päbste Sixtus, Fabianus und viele andere Märtyrer be-

graben wurden. Die Inschriften auf den Marmortäfelchen über den Nischen, in den Wänden worin die Todten liegen, sind vollkommen erhalten, bestehen aber bloß aus dem Namen und dem kurzen Beisaz: Märtyrer.

Eine Inschrift in dieser Kammer, jedoch nicht auf einem Grab, vom Erzbischof Damas aus dem vierten Jahrhundert stammend und von Rossi vortrefflich restaurirt, preist die Männer und Frauen die hier begraben wurden, weil sie für ihren Glauben starben. „In dieser Kammer," fügt der fromme Bischof hinzu, „hätte ich, Damas, gerne schlafen mögen, aber ich wollte die Ruhe der Märtyrer nicht stören."

Im Mausoleum der heiligen Cäcilia sieht man den leeren Raum des Sarcophags der sich jezt in der Cäcilienkirche von Trastevere befindet, nebst einem Gemälde das sie im Heiligenschein und mit flehend emporgehobenen Händen darstellt. Auch andere Gemälde von christlichen Märtyrern sind da, unter andern ein Bischof der die heilige Cäcilia begrub, und dessen Name, Urbanus, sich aus der rahmenartigen Inschrift um seinen Kopf leicht herausbuchstabiren läßt. Die Gemälde sind alle im byzantinischen Styl mit reichen Vergoldungen und Costümen. Die Gesichter sind nichts weniger als schön. Dieses Mausoleum ist, gleich dem das wir soeben verlassen hatten, geräumig und hat schöne Verhältnisse. Rauch an den Wänden, wie von Lampen, zeigt daß die Leute hier wachten und beteten. Die ganze Catacombe wird durch kreisförmige Oeffnungen erhellt welche Licht und Luft in den unterirdischen Begräbnißort hereinlassen.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde lang in unzähligen Gängen und durch viele Capellen umhergewandert waren, gelangten wir an die Catacombe aus dem ersten Jahrhundert. Bevor wir hinabstiegen, machte Rossi uns auf eine Inschrift aufmerksam die sich an den Wänden, auf dem ganzen Weg von den Mausoleen in der Catacombe des heiligen Calixtus bis zum Eingang in diese Catacombe der frühesten Christen, häufig von derselben Hand vorfindet. Ein Pilger war durch diese Gemächer gewandert, während er für eine Freundin betete, und er hat sein Gebet in folgenden Worten an die Wände geschrieben:

Sophronia, lebe in Gott!

Dann scheint er an der Thüre der ältesten Catacombe stehen geblieben zu sein, und das Gebet lautet jezt so wie wenn er von seiner Erhörung überzeugt gewesen wäre. Hier kann man in römischen Lettern ganz deutlich entziffern: Sophronia dulcis, vive in Deo! Tu vivis in Deo (Holde Sophronia, lebe in Gott! Du lebst in Gott). Die Buchstaben sind dunkelroth, wie mit Blut geschrieben. Wem drängt sich da nicht der Gedanke auf: Die Liebe ist stärker als der Tod!

Wir traten in die Catacombe vom ersten Jahrhundert. Hier sieht man keinen Glanz, keine Marmorsäulen oder Gemälde; nur schmale Wege und Gänge worin Nischen, niedrige Oeffnungen in den dreistockigen Wänden sind, und Beine, kalkartiger Staub, überall umherliegen. Hier findet kein Licht, keine Atmosphäre von außen Eingang, aber die Luft

ist immer so wunderbar gut, warm und rein, als wäre man in einem stillen Schlafzimmer wo gut ruhen ist. Hier hatten arme verfolgte Leute Schuz für ihre Todten gesucht, wie auch für ihre Predigten über die Auferstehung von den Todten. Auch hier fehlte es den Denkmälern der ältesten Christen nicht an künstlicher Ausschmückung. Viele Frescogemälde prangten in den Mausoleen, und in Bezug auf Styl und Kunstwerth übertrafen sie die byzantinischen Gemälde in den Catacomben des vierten Jahrhunderts um ein Gutes.

Am Ende einer kleinen Capelle war ein wohlerhaltenes humoristisches Gemälde, einen Schäfer darstellend der seiner Heerde predigt. Einige hören aufmerksam zu, andere laufen von ihm weg, wieder andere grasen auf der Wiese; ein Widder blöckt mit schauerlicher Grimasse gegen den Prediger. Mittlerweile sieht man daß ein starker Regen fällt. Ein anderes ebenfalls gutes und wohlerhaltenes Gemälde stellt Moses dar, wie er mit seinem Stab den Felsen öffnet, so daß das Wasser hervorströmt.

Hier sieht man den Plaz wo der Altar gestanden, wie auch den Lampenrauch an den Wänden und an der Decke.

Die Symbole des heiligen Abendmahls sind in mehr als Einer Kammer dargestellt, als ein mit Wein gefülltes Glas auf welchem ein Fisch liegt, oder auch als ein Teller mit der heiligen Hostie. Ich hielt mein Licht an den Wein im Glase. Er schimmerte so roth und frisch als wäre er erst gestern gemalt worden, und nicht vor beinahe zweitausend Jahren. In noch einer andern Capelle waren viele kleine ausgezeich-

nete Gemälde, Heilige darstellend die mit aufgehobenen Händen beten. Unter ihnen befand sich eine reichgekleidete und sehr schöne Frau. War es Maria, die Mutter Jesu, die nach der Behauptung des Paters Gallmorell von Einsiedeln als die betende Himmelskönigin dargestellt ist? So viel ist gewiß daß sich dieses Bild von den übrigen betenden Gestalten, den Aposteln Peter und Paul und den andern Märtyrern, nicht wesentlich unterscheidet. Und hätte sich je ein Bild von der Jungfrau Maria als Himmelskönigin hier vorgefunden, so würde der catholische Archäolog Rossi nicht ermangelt haben uns darauf aufmerksam zu machen. Aber es ist kein solches da, und es könnte auch keines da sein aus einer Zeit wo die christliche Lehre noch ihre ganze Reinheit bewahrte.

Was sagen jedoch die sehr alten Figuren von betenden Heiligen zu uns, ihren Nachkömmlingen? Ganz gewiß daß der Tod das Band der menschlichen Geister nicht auflöse; daß die bestehende Verwandtschaft einer Generation mit der andern eine ewige sei; daß die Abgeschiedenen für uns, die wir noch auf Erden wandeln, leben und arbeiten, wie wir hier auf Erden auch für sie und für alle Christen hier oder dort arbeiten können und sollen, auf daß die Bitte erfüllt werde: „Dein Reich komme," die vollendete Weltordnung in Liebe und Glückseligkeit.

Wir bemerkten keine Namen in der Catacombe. Auf den meisten Gräbern, die mit einer Marmorplatte bedeckt waren, sah man ein griechisches Kreuz, einen Anker oder eine Taube mit einem Oelzweig eingravirt, oft auch bloß die Worte: In Pace.

Die Zahl der labyrinthisch verzweigten Gänge durch welche wir kamen war so groß, daß man den Eindruck einer unermeßlichen Todtenstadt bekam, und doch standen wir auf einem Grund unter welchem sich noch viele, gleichausgedehnte, tiefere Stockwerke befanden. In der Tiefe wo wir waren, konnten wir zuweilen schwach das dumpfe Getöse eines Wagens vernehmen der über unsern Köpfen hinrollte. Im Uebrigen herrschte gründliche Stille. Das Geheimniß des Todes hatte Alles umfangen, sogar die Erinnerung an die Todten. Nur die Gemälde sagten: „Aber sie leben troz alle dem fort."

Das einzige lebendige Ding was ich sah, war eine wunderliche Spinne mit ungeheuer langen Beinen. Sie sprang mir auf die Hand worin ich das Licht hielt, und von da in den Staub und Sand hinab. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren wie schrecklich es sein müßte hier in dieser unterirdischen Stadt verloren zu gehen und dann vielleicht lebendig da begraben zu werden. Man sagt dieses Schicksal sei mehr als einmal unvorsichtigen Reisenden widerfahren, die sich ohne Führer hereinwagten und nicht wieder zum Vorschein kamen. Viele Theile dieser Catacomben werden nicht besucht, weil man den Einsturz der Erde fürchtet; viele andere sind aus diesem Grunde verschlossen.

Nach dreistündiger unterirdischer Wanderung sahen wir das heitere Sonnenlicht wieder; ein erfreulicher Anblick, obschon wir auch in diesen Wohnungen der Nacht nicht im Finstern gewesen waren.

Nachdem ich diese Catacomben gesehen und mich überzeugt hatte daß sie sich in weiter Ferne unter

der römischen Campagna ausdehnten, die früher mit prächtigen Villen und Tempeln bedeckt gewesen, gewannen sowohl die Campagna als die ganze Stadt ein neues Interesse für mich. Wie viel Leben ist hier concentrirt! Wie viel Geschichte mit den höchsten Fragen und Antworten! Ich sehe die Stadt Rom und ihren Boden voll von Tempeln für Götter und Göttinnen, aber können sie wohl auch die immer dringender werdenden Fragen der Menschheit beantworten:

„Gibt es einen Gott? Was und wer ist er? Gibt es ein Leben nach dem Tode für uns die wir dulden, lieben und sterben? Gibt es eine Vergeltung für diejenigen die für die Wahrheit zeugen und der Lüge zum Opfer fallen? Was sollen wir hoffen? Was sollen wir glauben?"

Und die Tempel vervielfältigen sich immer mehr, und die Götter und die Priester nehmen überhand. Die Leute opfern der Isis und Fortuna, der Sonne und dem Jupiter, der Hertha, Cybele, Ceres und Diana; den unbekannten Göttern, den bösen und den guten Geistern, den römischen Kaisern die sich selbst zu Göttern machten, und schließlich dem schrecklichen Mithras, der aus dem Osten kam, in tiefen Grotten verehrt unter schauerlichen Qualen und Körperleiden, ein Beweis daß die menschliche Seele ihre Sündhaftigkeit kennt und sich bemüht die Gottheiten durch Casteiungen zu beschwichtigen. Vergebens beten und opfern die Unglücklichen auf allen diesen Altären; ihre Götter sind still oder geben durch ihre Priester bloß dunkle oder ungenügende Antworten. Und die Mithrasverehrer — sie waren zahlreich in Italien —

gewannen keinen Frieden durch die barbarischen Bußen die sie sich selbst auferlegten.

Während dieß auf der Oberfläche stattfand, sangen Leute unten in der Nacht der Catacomben von dem Gott der sich in Christo als ewig allerbarmender Vater geoffenbart, von dem Erlöser der zu Ihm führt, von der Auferstehung der Todten und vom ewigen Leben. Aus allen Nationen welche Rom durch seine Waffen unterworfen, Juden, Griechen, Barbaren, hat sich hier ein Volk zusammengefunden, das, zugleich mit Männern und Frauen aus der ewigen Stadt, mitten in der Nacht der Catacomben zu einem Volke von Brüdern getauft worden ist, zu einem Glauben, einer Liebe, einer Hoffnung, einem Namen! — Du, meine L., hast es bereits genannt. Und hast Du je einen zarten Schößling, einen im Boden vergessenen Samen durch die steinerne Mauer — des Coliseums oder irgend eine andere Mauer — hervorbrechen und dieselbe allmählig so zerreißen gesehen, daß ihre Steine locker wurden und fielen, während der junge Baum wächst und seine Zweige im Lichte ausbreitet, — dann hast du ein Bild dessen gesehen was in den Tiefen der Catacomben vorfiel. Dort wurzelte der zarte Schößling der zum Weltbaum heranwachsen, die ewige Stadt überschatten und allen Völkern die Frucht des ewigen Lebens bringen sollte.

Als wir in unsere stille Wohnung auf dem Corso zurückkamen, las mir Jenny in der Ruhe des Abends den ersten Brief an die Corinther, vom zwölften bis zum sechszehnten Capitel, vor — den schönsten Commentar zu den Catacomben.

23. December.

Ein Anblick mit welchem man nur langsam vertraut wird, der aber zu den characteristischen Zügen Roms gehört, sind die vielen Künstlerwerkstätten, aus denen eine Masse von Gemälden und Bildsäulen hervorgeht um die Welt zu verschönen. Jeder Künstler der diesen Namen verdient, hat sein besonderes Genre, wie auch sein besonderes Talent, und dieses Genre und Talent erhält ein specifisches Colorit von der Nation welcher er angehört. Und hier sind jezt Künstler von allen Orten der Welt: Scandinavier, Russen, Deutsche, Franzosen, Engländer, Armenier und viele andere. Unter all diesem Reichthum an alter und moderner Kunst könnte man Gefahr laufen von Ueberdruß erfaßt zu werden — man verzeihe mir den Ausdruck — wenn man sich nicht entschlöße sie nur Stück für Stück zu genießen. Dieß beschloß auch ich zu thun, und ich werde meinen Vorsaz ausführen, wie ich schon seit mehreren Monaten gethan habe.

In diesen wenigen Tagen haben wir mehrere Werkstätten besucht; zuerst die eines deutschen Künstlers, R. Lehmann, sodann von zwei italienischen Bildhauern, Giacometti und Teverani.

Herrn Lehmann hatte ich bereits als interessanten Gesellschafter kennen gelernt, und er war mir als einer der ersten Genremaler Roms gerühmt worden. Seine Gemälde zeugen von großem Talent und einem vollständigen Studium des Gegenstandes den er behandelt. Zwei davon interessirten mich ganz besonders: die Licht- und die Nachtseite des italienischen Lebens. Im einen sieht man eine junge Italienerin

mit träumerischem sonnenwarmem Ausdruck bei einem Korb voll Trauben sitzen. Ihr Blick zeugt von einem reichen Leben, das aber noch nicht entwickelt ist. Im Norden würde eine solche Seele etwas Unruhiges oder Scheues an sich haben. Die Tochter des Südens, genährt von den Früchten der Erde, von der Wärme der Sonne, von der Herrlichkeit der Luft und des Himmels, hat ihr Sehnen zu einem ruhigen Nachdenken eingelullt. Sie ahnt und träumt bis die Zeit kommt. Das zweite Gemälde zeigt eine alte Frau mit zwei jungen Kindern. Man sieht wohl daß sie einmal hübsch war, eben so schön wie das junge Mädchen; aber jezt ist sie alt und arm. Sie schaut dich mit einem starren beinahe strengen Blicke an, während die zwei allerliebsten Kleinen, die wie halberfrorene Rosenknospen aussehen, hungrig und kalt sich an sie festklammern. Neben ihnen steht eine leere Schüssel mit einem Löffel darin; im Hintergrund sieht man ein Klosterthor. Wird es sich bald öffnen und wird eine brüderliche Hand den Hungrigen Suppe reichen, oder ist die Suppe bereits gegeben, aber allzu spärlich, und ist die Thüre schon wieder geschlossen?

Lehmann ist jezt mit einem größern Gemälde beschäftigt, die Ueberschwemmung des Sixtus in den pontinischen Sümpfen darstellend, die das Vieh auf der Weide forttreibt; eine äußerst eigenthümliche und lebensvolle Scene, mit zahllosen schönen Details, und wirklich eines der originellsten Gemälde die ich je gesehen habe.

Teverani, ein Schüler Thorwaldsens und gegenwärtig der berühmteste Bildhauer Roms, besonders

gefeiert wegen seiner lieblichen Psychen, hat nicht weniger als vier Werkstätten. Seine Christusstatue scheint mir höchst ungenügend, steif und geistlos; aber sein Engel des Gerichts, eine sizende Figur, mit der Trompete auf dem Schooß und das Auge in gespannter Erwartung nach oben gerichtet, ist ein herrliches Bild und trägt den Stempel genialer Begeisterung. Der Künstler selbst, der jezt den Bart Christi meiselt, ist nicht die unintereſſanteste Figur in seiner Werkstatt. Er hat einen prächtigen Kopf mit starken Zügen und energischem Character. Das Haar ist grau und sein Gesicht läßt auf ein Alter von sechzig Jahren schließen. Viele Werke Thorwaldsens schmücken sein Atelier. Teverani begann mit der Nachahmung seines Meisters, hat sich aber später zu unabhängigem genialem Schaffen emporgeschwungen.

Bei Giacometti, dem Urheber der beiden Gruppen am Fuße der Scala santa, bewunderte ich die ersten Modelle dieser großen Werke, die mir hier noch imposanter erschienen. Giacometti hat bis in sein fünfzigstes Jahr nichts Außerordentliches geschaffen, bis er sich auf einmal mittelst dieser Gruppen auf den Gipfel der scala santa der Kunst stellte.

Später am gleichen Tage hörte ich in einer kleinen ausgezeichneten Dinergesellschaft bei dem zuvorkommenden bayrischen Gesandten eine junge italienische Dichterin, eine Gräfin Cantalamessa, die Gattin eines Capitäns der päbstlichen Schweizergarde, ihre eigenen Verse declamiren. So weit ich sie verstand, waren sie schön und rein, und das feine liebliche Gesicht wurde bei der Wärme des Vortrags wahrhaft bezaubernd. Sie schien Schwingen zu haben. Das

Talent Verse zu schreiben und auch zu improvisiren scheint unter den Italienerinnen, auch der höchsten Classen, nicht selten zu sein. Einige Damen aus den vornehmsten Kreisen Roms sind als ausgezeichnete Dichterinnen bekannt.

Weihnachtstag! Große Oper in St. Peter. Jenny und ich waren auf der zu diesem Behuf errichteten Gallerie, wo alle Damen in schwarzen Kleidern und Schleiern sizen. Das Mittelschiff der Kirche war von französischen Soldaten besezt, die in langen Spalieren dastanden. Der Pabst wurde in Procession auf menschlichen Schultern oder Köpfen, ich konnte es nicht so genau unterscheiden, hereingetragen und erschien mir inmitten zweier ungeheurer Pfauenfächer, womit man ihm Luft zuwehte, so gözenähnlich, daß ich diese Idee gar nicht mehr aus dem Kopfe brachte, als er mit seinem gutmüthigen Gesichtsausdruck, und seiner fetten weißen Hand nach rechts und links Segen spendete.

Von all dem symbolischen Geschäfte was er zwischen dem Grabe der Apostel Peter und Paul und dem Hochalter ausführte, so wie von dem was mit seiner Person geschah, verstand ich eben so wenig wie die Mehrzahl der Anwesenden. Ich weiß daß das Kirchenceremoniell eine Art von symbolischer Sprache ist, daß man, um dieselbe zu verstehen, eingeweiht sein muß, und daß Niemand befugt ist über Etwas zu urtheilen was er nicht versteht. Aber darf man nicht mit einigem Recht verlangen daß eine Handlung die für alle Seelen interessant sein sollte eine ihrer würdige symbolische Sprache habe, und daß wenigstens ihr hauptsächlicher Sinn allgemein begreiflich sei, selbst wenn man ihre besondere Be-

deutung nicht kennt? Am Christtag feiert man die Geburt Jesu Christi; aber in welchem Zusammenhang kann damit das endlose geschäftige Treiben mit der Person des Pabstes stehen? Er wird zu verschiedenen Malen umgekleidet; seine Tiara wird ihm wenigstens ein Duzendmal abgenommen und wieder aufgesezt. Die Cardinäle kommen einer um den andern, fallen auf ihre Knie und küssen seinen Pantoffel. Der Pabst bringt vor den Heiligenbildern Weihrauch dar, dann erweisen die Cardinäle ihm denselben Dienst; hierauf umarmen und küssen sie einander; hernach beschäftigen sie sich wieder mit den Lappalien seiner Toilette; dann neue Weihrauchsdarbringung, dann abermaliges Bücken, Verbeugen und Küssen das kein Ende nehmen zu wollen scheint. Wenn dieß eine symbolische Darstellung der Liebe und Eintracht der Kirche sein soll, so ist der Ausdruck viel zu kindisch und das Spectakel währt viel zu lang. Man bekommt große Lust den Schauspielern zuzurufen daß sie vom Geklimper zur Handlung schreiten sollen.

Nichtsdestoweniger war es ein wahrhaft schöner und feierlicher Augenblick als der Pabst die Hostie erhob und nun auf einmal die Musik, wie vom Himmel, von der Kuppel der Kirche herabströmte. Alle fielen auf die Knie, und auch ich fühlte mich voll Freuden eins mit allen Christen, Catholiken oder nicht, die an das freiwillige Opfer für Vergebung der Sünden glauben. Dieß war der einzige Augenblick der Andacht dessen ich mir während des Festes bewußt wurde, das bei uns mit so innigem Ernst und so aufrichtigem Gefühl gefeiert wird.

Der Pabst wurde eben so herausgetragen wie

man ihn hineingetragen hatte; vor ihm her ein Cardinalshut und eine Bischofsmütze, um ihn Pfauenfedern, und so spendete er nach allen Seiten Segnungen, mit einem Gesicht das von mildem aber nicht sehr geistigem Ausdruck strahlte. Auch konnte ich unter der Menschenmasse in der Kirche nichts von dieser Art entdecken. Offenbar betrachteten sie alle die Feier des Tags bloß als ein großes Spectakel. Dieses Spectakel wurde auch außerhalb der Kirche fortgesezt durch die Pracht der Equipagen der Cardinäle, deren Pferde und Bedienten von Gold und Silber schimmerten. Aber die Kirchenfürsten die in diesen glänzenden Wagen mit so prächtig schimmernden Pferden fuhren, wie wenig glichen sie ihrem großen Meister, dem Gotte der zu Fuß durch die Welt ging!

Nachmittags ging ich ins Coliseum und hörte einen Capuziner predigen. Seine Schlußanrede war wirklich schön und brünstig; sie zeugte von einigem Gefühl für den Gekreuzigten. Die Theilnehmer am Kreuzesgang waren gleichgiltig und nicht zahlreich.

Abends saßen wir im scandinavischen Weihnachtsclub, mit Epheukränzen um die Köpfe und einem Lorbeerbaum als Christbaum; wir aßen vortreffliche Mehlsuppe und hörten Reden von keiner großen Bedeutung, mit Ausnahme einer einzigen von dem dänischen Archäologen Professor Ussing, der geistreich, schön und gut über die Weihnachtsfeier und unsere irdische Heimath sprach — über den großen Christbaum der Welt, der seine Krone bis zu den Sternen des Himmels erhebt. Wir hatten auch Christgeschenke, ferner eine Besprechung mit unsern freundlichen gefälligen Landsleuten, und gute Musik von dem lie-

benswürdigen dänischen Componisten Ravnkilde. Um eilf Uhr gingen wir beim lieblichsten Wetter nach Hause. Die Straßen waren voll von Leuten, die während der ganzen Nacht auf den Beinen sind und von Kirche zu Kirche gehen, um die brennenden Kerzen, die seidenen Draperien und andere Herrlichkeiten zu bewundern, womit die Kirchen hier bei allen Festen behangen sind, so daß sie möglichst große Aehnlichkeit mit weltlichen Salons bekommen.

29. December.

Ich ging in die Kinderpredigten, die in der Aracölikirche von Weihnachten bis zum 30. d. M. währen, und zu den kleineren Merkwürdigkeiten Roms gehören.

Just einem glänzend decorirten Theater gegenüber, wo die Krippe in Bethlehem nebst der Jungfrau Maria, dem Jesuskinde und Joseph, und über ihnen Gott Vater mit Legionen von Engelsköpfen dargestellt sind, ist eine Art von Kanzel errichtet, wo Kinder von fünf bis zehn Jahren Messen lesen oder Reden an die Umstehenden halten. Das Publicum besteht meistens aus Fremden oder auch aus einfachen Landleuten, die den kindlichen Predigten mit augenscheinlicher Erbauung, zuweilen mit Rührung zuhören, während die Fremden augenscheinlich das Ganze als eine Kindercomödie ansehen. Das erste Kind das bei dieser Gelegenheit die Kanzel bestieg war ein hübsches kleines Mädchen, das mit Feuer und vortrefflicher Declamation einen Vortrag hielt welchen es selbst kaum verstehen konnte. Sie citirte die Propheten und ermahnte das Publicum seinen Lieblingssünden zu entsagen, denen ihr hübsches rosi=

ges Mündchen sehr derbe Namen gab, sich dem beatissimo Bambino zuzuwenden, das in dieser beatissima notte geboren worden, und sich in ihm neu gebären zu lassen. Die glänzende kleine Rednerin schloß mit einer graziösen Verbeugung gegen das Publicum, das sich eines heiteren, beifälligen Gemurmels nicht erwehren konnte. Nach ihr trat ein kleiner Junge in feinen Kleidern und mit schönen Augen auf und hielt einen poetischen Vortrag, dem man sehr wohl ansah daß er auswendig gelernt war; überdieß secundirte ihm die Frau Mama, die unten stand. Ihm folgte ein kleines Mädchen mit einem Schäferhütchen; aber sie verlor sehr bald den Faden ihrer Rede, machte Rechtsumkehrt und eilte von der Kanzel hinab. Ein anderes kleines Mädchen wurde von ihrem Vater hinaufgehoben, der ihr ins Ohr flüsterte, aber vergebens; die Kleine stand da und sah mit ihren großen dunkeln Augen auf die Zuschauer hinab, vergaß aber daß sie ihnen etwas zu sagen habe. Ihr Vater mußte sie wieder hinabheben. Ein lebhafter Junge von zehn Jahren, in schwarzer Priesterkutte, nahm jezt ihren Plaz ein; er predigte mit vieler Leichtigkeit und großer Salbung, hatte aber offenbar alles auswendig gelernt. Zwei Priester die mit breitrandigen Hüten hinter ihm standen wünschten ihm lächelnd Glück als er geendet hatte.

Noch verschiedene andere mehr oder weniger gut dressirte Kinder folgten ohne Unterbrechung. Die Sache war als Schauspiel ergözlich genug; aber es berührte mich peinlich zu sehen wie diese Kinder schon so frühe dazu abgerichtet wurden die Lehre Christi als eine Lection hinzunehmen, die sich auf dem Theater

des Lebens auswendig hersagen lasse. Des Erlösers Wunsch daß die Kinder zu ihm kommen sollen, hatte eine ganz andere Bedeutung. Diese Kinderpredigten sollen schon seit dem Mittelalter bestehen.

30. December.

Ich habe mit Frau von M. San Paolo fuori delle Mura besucht, die größte Domkirche Roms, von Constantin dem Großen auf dem Plaze erbaut wo, der Tradition zu Folge, der Apostel Paulus enthauptet worden war. Eine kleine christliche Kirche bezeichnete die Stelle seit den ältesten Zeiten. Später wurde sie vom Feuer zerstört und mehrmals wieder aufgebaut, bis sie endlich nach dem lezten Brand von 1821 wieder hergestellt wurde, und zwar auf eine Art die ihrer ursprünglichen Bestimmung entspricht, so daß sie einer der größten christlichen Tempel Europas ist und der St. Peterskirche gleichkommt, obschon sie in anderem Style erbaut ist. Lange prächtige Säulenreihen führen durch die Schiffe der Kirche zum Gitterthor. Die meisten Monarchen Europas und sogar einige orientalische Fürsten haben bei dieser lezten Gelegenheit werthvolle Geschenke zum Behuf der Vollendung oder Ausschmückung der Kirche gemacht. Der Czar Nicolaus von Rußland hat ihr Säulen und Pfeiler von Malachit geschenkt, der Pascha von Aegypten Pfeiler von Alabaster, nebst andern Ornamenten. Erst in der lezten Zeit hat auch ein Jude dieser Kirche eine bedeutende Summe vermacht. Eben jezt ist man damit beschäftigt die Porträts der Päbste aufzuhängen, die in Mosaik ausgeführt sind, so daß sie die Kirche wie mit einem großen päbst-

lichen Ringe einfassen werden. Nicht ein einziger der gekrönten Väter, von Gregor dem Großen bis auf Pio nono herab, soll übergangen werden, obschon man da und dort einen päbstlichen Kopf improvisiren muß. Es gibt noch immer leere Räume in dem Kreis von Medaillonen für die verschiedenen Porträts die man bis jezt noch nicht finden kann.

Nicht weit vom Gitterthor steht eine schöne Capelle, der heiligen Brigitta gewidmet und mit ihrer Bildsäule in Marmor geschmückt. Während ihres Aufenthaltes in Rom kam sie oft in diese Kirche um zu beten, und hier ist als heilige Reliquie das Kreuz aufbewahrt aus welchem sie, bei ihren andächtigen Verzückungen, eine Stimme zu vernehmen glaubte. Ich hörte mit Freuden daß sie einen reformatorischen Einfluß auf die höhere Classe der Priesterschaft sowohl in Rom als in Neapel ausübte. Denn sie begnügte sich nicht mit Gebeten an den Gräbern der Märtyrer, sondern sie ermahnte auch Bischöfe und Cardinäle, ja den Pabst selbst, ernstlich zu einem Leben wahrer Gottesverehrung und guter Werke, wovon diese Herrn in ihren ehrgeizig weltlichen Bestrebungen beinahe allgemein abgekommen waren. Sie erweckte manche Gewissen, sowohl durch ihre Gebete und Vorstellungen als durch ihr Beispiel; denn sie selbst stammte aus der reichen und edlen schwedischen Familie Brahe, lebte aber in Rom und arbeitete als eine wahrhaft bescheidene Magd Gottes.

„Wir müssen barfuß gegen den Stolz gehen, wenn wir ihn überwinden wollen," sagte sie. Und Brigitte Brahe that es, und sie überwand dadurch diese stolzen Herzen und gewann sie für Gott.

So lang wir in der St. Brigittencapelle waren, kamen der Superior des Benedictinerordens, ein gutmüthiger, stämmiger Mann, und nach ihm der General desselben Ordens, Cardinal Andrea, ein Neapolitaner, in hochrothem Costüm, ebenfalls ein sehr kräftiger Herr, von schlauem Blick und höflichem Benehmen. Beide begrüßten Frau von M., und der Cardinal, der ihr gnädig erlaubte seine Hand zu küssen, unterhielt sich einige Zeit mit uns. Unter andern Dingen fragte er mich was ich von der St. Peterskirche und dem Weihnachtsgottesdienst darin halte. Ich sagte ihm so aufrichtig als ich ohne Unhöflichkeit thun konnte, dasselbe was ich dir, meine liebe L., bereits gesagt habe, nämlich es scheine mir als ob der Pabst und das Pabstthum zu viel Raum in der Kirche einnehme.

Er antwortete: „Wir betrachten den Pabst als Vertreter Jesu Christi und ehren ihn als solchen.“

„Finden Sie daß er Jesu Christo gleicht?“ schwebte mir auf der Zunge, aber ich sagte es nicht. Ich wußte wohl wie seine Antwort lauten würde, und ich hatte mich überdieß bereits so sehr als Kezerin gezeigt, daß Seine Eminenz mich beim Abschied keines Blickes würdigte und auch Frau von M. bloß ein wenig zublinzelte, nachdem er ihr aufgegeben sich den Gebeten des heiligen Benedict zu empfehlen (Frau von M. ist nach einem schweren Fall aus dem Wagen noch immer hinkend). Ihm folgten unter vielen Bücklingen ein halb Duzend Priester die mir seinen Nachtrab zu bilden schienen. Ein junger Benedictinermönch aus Deutschland, der noch nicht lange vom Protestantismus zum catholischen Glauben über-

getreten war und den ganzen Feuereifer eines neuen Proselyten entwickelte, begleitete uns durch die Kirche; er wollte mich um jeden Preis bekehren und suchte mich von Luthers Irrthümern zu überzeugen. Zuletzt wurde ich ungeduldig, und da ich auch fror, so schnitt ich das Gespräch ganz kurz ab. Wie kann man auch mit einem Menschen disputiren der seine Beweise mit der pomphaften Erklärung beginnt, die catholische Kirche betrachte das menschliche Wesen als ein Geschöpf das aus Seele und Leib bestehe!

Inzwischen mangelte es mir in Rom nicht an Controversen; denn auch meine Landsmännin, Frau von M., ist vor Kurzem zur catholischen Kirche übergetreten und möchte um ihres eigenen Seelenheils willen mich zur Proselytin machen, und ich unterhalte mich gerne mit ihr. Sie ist eine feurige ernste Seele von tief religiösem Sinn, und ich meinerseits möchte sie gerne zu einer wahren Anschauung des Wesentlichen sowohl in der Religion als im religiösen Leben führen. Aber es ist erfreulich zu sehen, wie die Lehre der catholischen Kirche sich in einer reinen und aufrichtigen Seele abspiegelt — zu verstehen was an dieser Lehre für eine solche Seele so befriedigend ist, daß sie kaum Worte findet für das Glück das sie genießt, so daß jede Blume der Erde einen neuen Duft, einen neuen Glanz für ihr Auge gewinnt, und daß der Dorn des Leidens das sie jezt physisch kennen lernt seinen Stachel für sie verloren hat. Dieß zu sehen und zu verstehen macht mir große Freude, doch ist es seltsam wie sie zu gleicher Zeit mir, die ich in meiner eigenen Kirche ein mit dem ihrigen so nahe verwandtes Glück genieße, alle

Theilnahme an der allein seligmachenden Kirche abstreiten kann.

„Ob Sie zum St. Sebastiansthor hereinkommen und ich zur Porta del Popolo, was macht das aus? Wir sind ja doch beide in Rom," sagte ich einmal.

„Nein, nein, Sie sind nicht in Rom, nicht in dem wirklichen Rom, der heiligen, ewigen Stadt," erwiderte sie ernsthaft; „aber Sie werden noch hineinkommen. Gott wird Sie erleuchten; ich werde für Sie beten und Sie müssen mit Monsignore L. reden."

„Aber ich glaube, wie Sie, an einen Gott und Erlöser; wie Sie, bin ich der Ansicht daß seine Kirche oder sein Reich die ganze Welt umfaßt und erhebt, die ganze Menschheit, die Natur und . . . ."

„Nein, nein, Sie glauben nicht an die rechte Kirche; Sie gehören nicht zu der Kirche welche Christus auf Erden gegründet hat, und ohne das können Sie in keiner Verwandtschaft mit ihm stehen."

„Aber ich liebe ihn; er ist alle meine Freude und Hoffnung; ich wünsche seine Magd zu sein."

„Aber es genügt nicht daß Sie sich eine Christin nennen."

„Nun, ich will den Pabst fragen."

Solcher Art waren bisher unsere Besprechungen über diese Frage; aber meine halb scherzhaft ausgesprochene Drohung an den Pabst zu appelliren gedenke ich eines Tages in Ausführung zu bringen.

Mittlerweile studire ich fleißig meinen Möhler, welchen die guten Patres in Einsiedeln mir geschenkt haben, und dieses ehrliche, gründliche und aufrichtige Werk für den Catholicismus hilft mir entschiedener

die starken und schwachen Seiten des Protestantismus, in Bezug auf die catholische Kirche verstehen, denn ich muß bekennen daß ich, bei meiner Prüfung der Glaubenssäze der beiden feindlichen Kirchen, nicht immer auf der Seite des Protestantismus stehe, und daß die Aber und Nein die sich bei mir schon in meiner frühesten Jugend gegen gewisse Lehren der Reformatoren regten immer entschiedener werden. Es wird mir immer gewisser daß sie in ihrem ehrlichen Eifer mehr als einmal das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, und daß die catholische Kirche mehr als eine vortreffliche Lehre behalten hat, welche die evangelische ebenfalls adoptiren muß, wenn sie den Namen evangelisch vollkommen verdienen will. Aber die protestantische Reformation hat die menschliche Seele unter der Masse von Formen und Menschensazungen hervorgezogen, die gleich einer ungeheuren Cristallisation, gleich einem Wald von Schmarozerpflanzen, darüber hingekrochen sind und ihr Leben zu ersticken drohten; sie hat die heilige Schrift aus dem Dunkel hervorgezogen das — Aber ich will nicht wiederholen was ich bereits gesagt habe, und was Du, liebe L., eben so gut weißt wie ich.

Doch Du bist schläfrig, gute Nacht!

Zwölfte Station.

Neujahrstag. Romantische Vorspiele. Festliches Leben in Rom. Bettler. Christliches Museum. Abend im Farnesischen Palast. Fest der Propaganda. Erkältung und Catarrh. Aussicht vom Capitol. Carneval. Influenza. Vorbereitung auf die Fasten. Päbstliches Jubiläum und päbstlicher Küchenzettel. Soirée bei Grants. Cardinal Antonelli.

Januar 1858.

Ein glückseliges neues Jahr für Italien, Schweden, die ganze Welt und für Dich, liebe L. Unsere Hemisphäre wendet sich wieder der Sonne zu und nimmt ihre Strahlen mit erneuter Kraft auf. Sie scheinen in meine Seele, meinen Geist, der sich diesen Morgen frisch und heiter fühlt, fähig das aufzunehmen was das neue Jahr immer predigt, und was Rom mir, gleich dem neuen Jahre, predigt. Denn sie hält eine Predigt, diese alte Stadt, sie predigt eine Lehre in symbolischen Zeichen und Denkmalen, die mit jedem Tag klarer werden und im Lichte des neuen Jahres mit neuer Klarheit vor mich treten. Und diese Predigt lautet: Auferstehung! Neues Leben! Der Wundervogel Phönix schwingt sich in der aufgehenden Sonne über die alte Stadt hin und zeigt ihr Leben an — eine aufsteigende Umwandlung. Da stehen die ägyptischen Obelisken, Zeugen der ältesten Kunst und des ältesten Cultus. Sie stehen starr da, aufwärts deutend, durch ihre hieroglyphischen Inschriften verkündend daß die Menschheit in ihren irdischen Beherrschern und in der Natur Gott verehrt hat. Aber über den orientalischen Säulen steht jezt ein Stern, ein Kreuz. Diese ver-

künden daß ein gekreuzigter, begrabener und auferstandener Menschensohn die Menschheit von der Hand der Despoten so wie von dem wilden Chaos des Pantheismus befreit und näher zum Himmel erhoben hat.

Hier stehen die glänzenden Säulen Trajans und Antonins, mit Basreliefs bedeckt zur Erinnerung an die Siege des römischen Volkes über fremde Nationen, die als Gefangene in den Triumphzügen der Eroberer figuriren mußten. Früher krönten die Bilder der Eroberer die Säulen, aber jezt stehen Peter und Paul, die Apostel der Friedenslehren, darauf. Sie haben die Apostel des Krieges überwunden, und die Völker werden nicht mehr in rohen Triumphzügen hereingeschleppt.

Hier erheben sich in feierlicher trauervoller Schönheit die gebrochenen Säulen des Forums, Ruinen des Plazes wo zum erstenmal die Rechte des Volkes Verfechter und Beschüzer fanden die nicht wankten und durch die Kraft ihrer Sprache die öffentliche Meinung für sich gewannen. Mögen diese Säulen noch lange in ihrem schönen ruinhaften Zustand bleiben! Man bedarf des Forums nicht mehr. Es zeigt den Weg. Aber die Alles unterwerfende Macht der neuen Zeit wird von geistigen Säulen getragen die weder gebrochen werden noch stürzen können. Das Christenthum und die freie Presse haben dieß unmöglich gemacht.

Das moderne Rom ist auf dem Plaze des alten und zum großen Theil aus seinen Trümmern erbaut. Wo einst Nero's goldenes Haus, wo die Paläste eines Claudius und Caracalla, die Tempel der heid-

nischen Gottheiten geprangt, da erheben sich jezt christliche Tempel und Kirchen, woran die Kunst im Dienste der höchsten Ideen arbeitet. Das Symbol des Kreuzes ragt auf dem Capitol wie auf den Thürmen des Minervatempels. Das catholische Rom erstand aus dem Schutt des heidnischen kaiserlichen Roms und gelangte eben so zur Herrschaft wie dieses, und zwar unter Vorschüzung ewigen Rechtes. Die catholische Kirche war damals die christliche Kirche, groß an Macht und Weisheit; sie besaß die Schlüssel des Himmelreichs — die Offenbarung Christi und ihre Lehren. So wurde sie während der Minderjährigkeit und des halbwilden Zustandes der Welt die Erzieherin welche die Völker zu dem Erlöser, zur Ordnung und zur Einigkeit führte. Sie wurde die große Pflanzschule wo sie lernen sollten ein priesterliches Volk, ein Volk zur Ehre Gottes zu werden. Sie wurde die Mutter die alle Völker an ihren ernährenden Busen schloß. Sie hatte ein Recht dazu, weil die Schäze des höchsten Lebens in ihrem Besize waren; sie mußte es thun, und zwar mit Autorität und Strenge, weil das Zeitalter halbwild, die Völker und ihre Fürsten gewaltthätig und kriegslustig waren. Aber während des Kampfes um die Welt zu überwinden und zur Ordnung zu bringen, bemächtigte sie sich der weltlichen Waffen, wurde selbst weltlich, vergaß ihr Ideal und die Bedeutung des Wortes Kirche. Christus sprach von der Kirche immer nur als von dem Reiche Gottes auf Erden und machte es durch Worte und Thaten klar was dieses Reich ist.

Die Vertreter Christi auf Erden, Päbste und Bischöfe, vergaßen allmählig daß das Reich Gottes

etwas Anderes ist als die Aufrichtung kirchlicher Formen, die man bloß in der Absicht eingeführt hatte es vorzubereiten oder zu schüzen. Und wie es den auf dem Weltthron sizenden Kaisern vor ihrer eigenen Höhe schwindelte, so daß sie Götter zu sein wähnten, so wurden allmählig auch die Päbste in ihren Kutten schwindelig und hielten sich für die wahren und einzigen Werkzeuge des Herrn, glaubten sich unmittelbar vom heiligen Geiste inspirirt. Sie stellten sich sogar an Gottes Plaz auf Erden, und die catholische Kirche wurde aus einer weisen, wenn auch zuweilen strengen Mutter und Pflegerin eine böse Stiefmutter: sie verfolgte, verbannte und verbrannte unbarmherzig die Kinder die sich nicht in allen Dingen ihren Befehlen fügen wollten, oder die zu denken wagten daß sie das göttliche ewige Gebot vergessen habe, indem sie bloß ihren eigenen weltlichen Interessen und Launen nachging.

Ein Theil der Kinder jedoch, der ins Alter des Verstandes gekommen war und an den Lehren Christi festhielt, konnte weder durch das eine noch durch das andere Mittel vertilgt werden. Sie wurden immer zahlreicher, sie nannten sich theils nach ihrem Geburtslande, theils nach ihren Führern, Waldenser, Albigenser, Hussiten, Wiklefiten u. s. w., bis sie unter der Leitung Luthers und Calvins mächtig wurden an Kraft und Reife des Geistes, und zulezt auf dem Grund ihres Gewissens, gestüzt auf das Wort Gottes, das päbstliche Joch abwarfen, mit der Erklärung daß es ihnen frei stehe Gott einzig und allein im Lichte des Evangeliums zu gehorchen. Dieß wurde das Palladium der protestantischen Völker.

Als die römische Kirche sah daß ein Volk ums andere sich von ihr lossagte, suchte sie dieselben durch alle möglichen Mittel wieder zu gewinnen, reformirte sogar sich selbst einigermaßen und schaffte verschiedene Mißbräuche, allmählig sogar den Märtyrerpfahl und die Folter, wenigstens in ihrer gröbsten Form ab, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, so doch aus Furcht; einige ihrer edelsten Mitglieder gewannen sogar wirklich Seelen durch die Liebe und Bewunderung welche sie einflößten. Alles das half jedoch wenig. Die beiden christlichen Kirchen blieben nach wie vor getrennt, jede behauptete allein die wesentlichen Eigenschaften des Christenthums zu besizen. Und beide haben sie, beide jedoch nur unvollständig. Aber die catholische verlangt blinden Gehorsam gegen ihr Machtgebot und gestattet keine freie Forschung, keinen unabhängigen Gebrauch vom Lichte der Vernunft. Und in dieser Beziehung ist sie die Kirche der Unmündigen, derjenigen die keinen Glauben haben an das göttliche Licht, an die Vernunft, das Gewissen und an die Fähigkeit des Menschen das durch dieses Licht geoffenbarte Wort Gottes zu verstehen. Wird sie noch lange der größere Theil der christlichen Kirche bleiben, wie sie es jezt ist? Möge es so sein, bis die protestantische Kirche zu einem höheren Bewußtsein, zu einem geistigeren Leben vorangeschritten ist — bis sie viele der stets bewahrten Schäze der catholischen Kirche wiedergewonnen und in einem höheren Lichte ausgelegt hat. Dann wird diese Kirche vielleicht anerkennen was die jüngere Schwester gewonnen hat, sie wird ihre eigenen Wünsche verstehen, und dann mögen beide ihrer

Verwandlung entgegenschreiten und sich zu einem neuen Leben, zu einer Kirche und einem Reiche im Geiste und in der Wahrheit erheben, so wie unser Herr und Meister es wünscht.

Ich glaube an die ewige Macht des Lebens, an die sich erhebende Verwandlung wovon die römischen Denkmäler predigen. Und wie gewisse von der Sonne besonders begünstigte Blumen sich rascher und schöner entwickeln als andere, so muß dieser vom Leben der Schönheit und vom Blute der Märtyrer erwärmte Boden eine Sonnenblume werden welche die Verklärung der christlichen Kirche zu einem herrlichen Reiche Gottes darstellt. Möge es so geschehen! Aber bis jezt ist die Zeit noch weit entfernt.

Das neue Jahr ist in unsere stille Familie auf dem geräuschvollen Corso mit einem Ereigniß eingezogen das im Leben meiner jungen Freundin ebenfalls ein neues Jahr begründete und mich durch den Anblick von der Macht reiner Liebe und Dankbarkeit in einem Mädchenherzen erfreute. Auch für meine junge Schweizer Freundin hat es, wie ich aus einem so eben empfangenen Brief ersehe, ein neues Capitel mitgebracht dessen Inhalt Liebe und Ehe sind.

12. Januar.

Wenn das Wetter schön ist, wie es seit unserer Ankunft dahier beinahe ununterbrochen war, so ist das Leben in Rom für den Fremden ein fortwährendes Fest. Jeder Tag bringt etwas Neues und Interessantes zum Sehen und Denken. Die Paläste und Kunstsammlungen stehen immer zum Besuche

offen. Die Promenaden wimmeln beständig von glänzenden Equipagen und Toiletten, die Wasserkünste spielen fortwährend, die Rosen blühen und prangen unaufhörlich unter dem dunkelblauen Himmel. Man kann sich täglich erfreuen an der Macht und dem Leben der Sonne, so wie an den stets wechselnden Scenen und den großen Bildern welche sie beleuchtet.

Die Bettler in Rom bilden keine dunkeln Schatten auf diesem Gemälde. Man sieht und weiß daß sie ein Gewerbe üben woran sie gewöhnt sind und von dem sich nur sehr Wenige entwöhnen lassen. Jeder Bettler hat seine eigene Art und Weise und kann mit Sicherheit darauf rechnen daß sie ihm etwas abwirft. Am Abend überzählt er seinen kleinen Gewinn, im Durchschnitt drei oder vier Paoli, nicht volle zwei Schillinge, wie ich mir sagen ließ, und dann verbringt er eine vergnügte Nacht und kann sogar für die Zukunft etwas zurücklegen. Das Betteln ist eine Art von Fischfang und hat das ganze Interesse dieser Beschäftigung. Der hundertjährige Brauch hat alles Demüthigende entfernt was an andern Orten daran hängen könnte. Einige Bettler, wie z. B. der wohlbekannte Beppo auf der Piazza di Spagna, sind reich, können aber das Betteln nicht lassen. Sie sind daran gewöhnt; das Leben wäre ihnen ohne diese Beschäftigung langweilig, und die Sonne in Rom sorgt dafür daß sie von ihrem beständigen Aufenthalt auf den Straßen und öffentlichen Pläzen nicht viel zu leiden haben.

Vor einigen Jahren wollte die Polizei eine Reform einführen. Die Bettler erhielten Obdach und

Nahrung, wurden aber eingesperrt. Allein sie konnten dieß nicht ertragen. Ein altes Weib sprang zum Fenster hinaus und kam dabei um. Seitdem wurde kein Versuch mehr gemacht die Freiheit der Bettler zu beschränken. Und sie sind nicht hartnäckig, nicht zudringlich wie die in Pisa. Jeder hat seinen eigenen Posten und Siz und spricht die Vorübergehenden an. Um meiner eigenen Gewissensruhe willen gebe ich einen Bajocco täglich. Mittags um Zwölf öffnen sich die Thore des Capuzinerklosters, und Brod und Suppe — was die Mönche ihrerseits selbst erbettelt haben — werden an die Hungrigen verabfolgt die sich um die Treppe sammeln. Die Suppe mag mager genug sein, aber es ist doch immer etwas. Die armen menschlichen Sperlinge sind gewöhnt sich mit den Brosamen des Lebens zu begnügen. Die Sonne, die Luft, die Freiheit, das wonnevolle Far niente geben ihnen genug um sich des Lebens zu erfreuen — eines erbärmlichen Lebens allerdings, aber — —

Ich will jezt von den Fremden in Rom sprechen. Während sie sich den Tag über in den Museen, Kirchen und auf den Promenaden drängen, öffnet ihnen das gesellschaftliche Leben Abends ihre Salons, und man unterhält sich vergnüglich bei Thee, Confect und Eis, oder auch üben die Theater ihre Anziehungskraft durch Musik, die zuweilen ganz gut ist, oder durch Tragödien von Alfieri oder Comödien von Goldoni. Auch Jenny und ich betheiligen uns tüchtig an diesem festlichen Leben. Abends jedoch bleibe ich lieber zu Hause; ich size dann in unserm Salon am Kaminfeuer, Jenny liest mir vor, und

da lasse ich meine Augen von dem ruhig flackernden Feuer auf ihr liebliches Madonnengesichtchen schweifen, das in dieser Beleuchtung noch schöner ist. Aber wir haben uns dieser Ruhe nicht immer zu erfreuen. Wir bekommen viele Besuche von scandinavischen Freunden, zuweilen auch von Fremden, unter denen sich heute ein junger Herzog von Torlonia befand, ein sehr angenehmer Mann, einer von den wenigen literarisch gebildeten Nobili in Rom. Zweimal in der Woche kommt mein Professor der italienischen Literatur, Signor Barguillone, ein sanftes liebenswürdiges Männchen und wahres Sprachengenie. Er liest Dante mit mir unter beständiger Begleitung von Ausdrücken wie: È molto filosofico, molto grazioso, bello, bellissimo? Ha capito? ha capito? Da wir uns noch immer in der Hölle befinden und Dante's Phantasie besonders an schrecklichen Strafen und Folterqualen reich ist, so kann ich mich mit diesen Ausrufen der Bewunderung nicht einverstanden erklären, aber vielleicht wird es anders wenn wir ins Fegfeuer kommen. Ich habe auch die altrömische Sprache mit ihm zu lesen angefangen, deren metallischer Klang und schöner Rythmus mich immer entzückte. Ich halte es mit dem weisen Solon daß man nie zu alt ist um zu lernen; aber ich beginne zu vermuthen daß man zu alt sein kann um eine neue Sprache zu lernen.

Gütige Freunde haben uns mit vielen vortrefflichen Werken über Italien, seine Kunst und Künstler versehen. Und es war mir ein großes Vergnügen die Bekanntschaft der Vittoria Colonna zu machen, die als Frau und Dichterin gleich hoch stand, wie

auch Michel Angelo und Raphael aus ihrer, neuerdings von Guhl veröffentlichten, Correspondenz mit vielen andern Künstlern kennen zu lernen. Michel Angelo gewinnt bei dieser Bekanntschaft, aber Raphael verliert. In den Briefen des erstern findet man tiefe Gedanken und religiösen Ernst, etwas Ehrliches, Kräftiges, Wohlwollendes, Freundliches und Einfaches. Er ist etwas mehr als bloß ein Künstler. Raphael dagegen spricht in seinen Briefen von nichts als Geld, und bei Gelegenheit seiner Verheirathung erwähnt er daß das liebliche Kind so und so viel Scudi besize. Von dem großen Maëstro ist keine Spur zu sehen und ebensowenig etwas von edler Humanität. Dennoch sagt Vasari von ihm, er habe überall wohin er gekommen einen Geist des Friedens und der Harmonie mitgebracht der allgemein ein Gefühl der Befriedigung hervorgerufen. Es ist eigenthümlich daß Raphael auf seinem Todtenbette verlangte neben dem jungen Mädchen begraben zu werden die als seine Braut vor ihm gestorben, die er aber nicht so feurig liebte wie die Fornarina und andere. Michel Angelo's Liebe zu Vittoria Colonna gehört der höchsten Classe an. In seinen kurzen, aber nicht selten interessanten Briefen fiel mir der oft wiederkehrende Schlußsaz auf: Sonst weiß ich weiter nichts, oder: ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Eine ungemein aufrichtige und verständige Bemerkung.

Jezt ein paar Worte über das was ich in den lezten zehn oder zwölf Tagen gesehen und gelernt habe.

Fürs Erste will ich von dem Fest in der Aracölikirche sprechen das am sechsten dieses stattfand.

Il beatissimo bambino soll jezt, um das römische Volk zu segnen, aus der Krippe herausgetragen und dann bis zu den nächsten Weihnachten wieder hineingelegt werden. Die hohen Treppen von Ara Coeli gleichen einem Ameisenhaufen, so dicht war das Volksgedränge. Männer und Knaben, die Büchlein (Legenden und Gebete), Rosenkränze, Heiligenbilder, Medaillone, Castanien, Orangen und andere Dinge verkauften, schrieen ihre Waaren mit großem Krakehl aus. Kleine Knaben und Mädchen predigten noch immer eifrig in der Kirche, und Leute aus allen Classen drängten sich dahin. Processionen erschienen mit der donnernden heitern Musik der Feuerwehr. Il Bambino, ein gemaltes hölzernes Bild, mit Juwelen bedeckt und einem gelben Kranz auf dem Kopfe, wurde von einem Mönch in weißen Handschuhen getragen und von einer altarartigen Erhöhung oben auf der Kirchentreppe herab dem Volke gezeigt. Alles sank auf die Kniee; il Bambino wurde nach allen Seiten hin gezeigt, die Musik donnerte und die Rauchfässer wurden geschwungen.

Nach etwa einer Viertelstunde wurde das Jesuskind in die Kirche zurückgetragen, und die Menge zerstreute sich. Mit Vergnügen bemerkte ich ihr ruhiges und friedfertiges Benehmen, obschon die Mehrzahl aus schlechtgekleideten Männern und Knaben bestand. Eigentliche Andacht vermochte ich auf diesen Gesichtern nicht zu entdecken, aber eben so wenig Spott oder Neigung zum Lachen. Augenscheinlich glaubten die Leute an den Bambino, oder hatten ein Bewußtsein von seiner symbolischen Bedeutung,

als Bild eines Kindes das den Völkern die Schäze des Himmelreiches eröffnet.

Am 8. Januar besuchte ich in Gesellschaft mehrerer Scandinavier die Villa Ludovisi. Unter ihren antiken Statuen befindet sich ein colossaler Junokopf und eine Minervagestalt von großer Schönheit, aber gleich allen antiken Gottheiten kalt, ohne irgend einen Ausdruck von menschlicher Liebe und Sympathie. Es war angenehm in den Lorbeer- und Fichtenhainen des großen Gutes umherzuwandeln, das Vieh auf den grünen Wiesen weiden zu sehen, wo die Limonenbäume mit ihrer schönen Frucht hervorschimmerten und die Narzisse im Aufblühen begriffen war. Die Luft war wie an einem schönen Maitag in Schweden.

Am 9. führte mich Frau von Martino nach dem Museum der alten Kirche San Giovanni di Lateran, wo Cavaliere Rossi jezt ein besonderes christliches Museum aus den werthvollen Reliquien und Inschriften anlegt die er in den Catacomben entdeckt. Rossi traf in der Gallerie mit uns zusammen um unser Führer zu sein. Er ordnet die Grabschriften und Gemälde je nach den verschiedenen Perioden wo sie ausgeführt und den Pläzen wo sie gefunden wurden, so daß dieses Museum ein geschichtlich-geographisches Bild der Catacombenwelt darstellen wird.

Das erste Gemälde das sich unserer Beobachtung darbietet, ist der gute Hirte der das Schaf auf seinen Schultern trägt; dann kamen Bilder aus dem alten und neuen Testament. Das Wunder Christi mit dem Brod, die Heilung des Blinden und die Auferweckung des Lazarus kommen oft vor. Erst im dritten Jahr-

hundert sehen wir die Dornenkrone und Bilder aus der Passionsgeschichte. So sehr scheuten sich die Maler Roms den Römern ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit zu werden.

Es war interessant zu beobachten wie der unermüdliche Antiquar sich abmüht, um die verschiedenen Grabschriften die er da und dort zerstreut und in kleinen Bruchstücken gefunden zusammenzusezen.

Von meinen in Gesellschaft verbrachten Abenden kann ich besonders einen beim neapolitanischen Gesandten im farnesischen Palaste erwähnen, wo ein ligurischer Graf mich so angenehm unterhielt daß mir die Stunden wie Minuten hinschwanden. Ich habe seinen Namen vergessen, aber seine treffenden und feinen Bemerkungen, sein geistreiches Gespräch das ihm wie eine fortwährende Improvisation vom Munde floß, kann ich nie vergessen, und um meinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, will ich einige seiner Aeußerungen über Italien und Italiener hier aufzeichnen.

„Die italienische Nation besteht aus sehr verschiedenen Urstämmen, hat jedoch durch den allgewaltigen Einfluß des Clima's und der Natur eine gewisse Einheit, einen gewissen Character erlangt. Die Sonne hat die verschiedenen Stämme so zu sagen zu einer einzigen Nation amalgamirt; diese aber wird noch lange Zeit brauchen um zur Reife zu gelangen. Die Neapolitaner stellen zu gleicher Zeit das Naturleben in seiner reichen Fülle und das geistige Leben in seiner Kraft dar. Ersteres wird vom Volke in seinem alltäglichen Treiben und in seinen Liedern — man trifft oft Improvisatoren beiderlei Geschlechts — repräsentirt. Die Reichen und Vornehmeu dagegen

beschäftigen sich gerne mit gelehrten, besonders philosophischen Studien. Italiens größter Philosoph, Vico, und in neuern Zeiten Galuppi, waren beide Neapolitaner. Heutzutage betreibt die neapolitanische Jugend der höhern Classen ihre Studien bloß zum Vergnügen und Zeitvertreib, ohne daß es ihr im Mindesten einfällt die Welt dadurch aufzuklären. Die deutsche Weltverbesserungsmarotte ist ihnen gänzlich fremd. Sie lieben Ruhe und Genuß, und Deutschlands großer Hegel bestärkt sie noch in dieser Leidenschaft. Questo Hegel quanto è grazioso (wie allerliebst dieser Hegel ist!) sagte ein junger neapolitanischer Graf von dem großen, für Viele so gefährlichen Denker.

„Diesen Hang zu philosophischen Studien scheinen die Neapolitaner von den Griechen ererbt zu haben, die schaarenweise nach Süditalien, damals Großgriechenland, auswanderten. In Neapel ist mehr literarische Thätigkeit als in Rom, besonders was Uebersezungen aus dem Französischen und Deutschen betrifft. Aber der Vico, eine verdienstliche wissenschaftliche Zeitschrift die dort erscheint, wird wohl aus Mangel an Abonnenten demnächst eingehen müssen. Der Geist befindet sich in Neapel so zu sagen in einer Taucherglocke — er kann nicht frei athmen und hat deßhalb auch keinen freien Cultus. Wo keine Freiheit ist, da erfolgt Stagnation und Tod. Vergebens taucht der Geist in die Tiefen; er kann keine echten Perlen ans Licht heraufbringen. Dieß hat man in neuester Zeit wieder an dem Pater Tosti gesehen, einem warmherzigen freisinnigen Mönch von Monte Casino, dem seine edle patriotische Geschichte des lombardischen

Bundes, die er dem Pabst Pius IX. widmete, von Seiten des Königs von Neapel eine mehrmonatliche Gefangenschaft und hernach, als er auf Ansuchen des Pabstes wieder in Freiheit gesezt worden, lebenslängliche Polizeiaufsicht eintrug."

Dem Grafen zufolge sind die Serben der einzige Slavenstamm in den Donauprovinzen der ein nationales unabhängiges Leben und zugleich die Kraft zur Verfechtung desselben besizt. Die übrigen, die unter österreichischer oder türkischer Herrschaft stehen, begnügen sich mit einer sclavischen Nachahmung der Manieren und Moden der europäischen Nationen, besonders der Franzosen. Dieß gilt den Reicheren unter den genannten Völkern: die armen oder arbeitenden Classen sind unwissend und roh, nicht riel besser als das liebe Vieh.

Herr von Martino verschaffte mir Pater Tosti's Werk über den lombardischen Bund. „Das beste Buch das je geschrieben worden," fügte der neapolitanische Minister hinzu, in welchem ich einen intelligenten, freisinnigen und in seinen Aeußerungen erstaunlich offenherzigen Mann finde. Sein Auftreten ist freundlich, heiter und fein; auch zeugt es von einem entschiedenen Character.

Die hohe Welt Neapels saß an den Kartentischen, größtentheils Herrn mit schönen Köpfen und glänzend schwarzen Haaren. Eine junge Fürstin, schön wie eine Bildsäule, mit einer rothen Camelie in ihrem dunkelbraunen Haar, saß den ganzen Abend da. Im Uebrigen macht man bei diesen hübschen Fürsten mit ihrem hübschen Namen eben so wenig Umstände als bei Leuten von geringerem Adel.

„Fürst von Isola Bella, klingeln Sie gefälligst," sagte Frau von Martino zu einem jungen Herrn von hochadeligem Aussehen, der sogleich gehorchte. Meine blonde junge schwedische Freundin mit ihrem schönen Gesichte, ihren hellblauen Augen und ihrer ruhigen angenehmen Art und Weise, nahm sich in diesem Kreise dunkelhaariger und schwarzäugiger Italiener ganz vortrefflich aus. Rossi war auch zugegen und widmete sich ihr hauptsächlich. Die Gäste kamen bis um Mitternacht.

Gestern (11. Januar) besuchten Jenny und ich den lutherischen Gottesdienst in der preußischen Capelle auf dem Monte Caprino, in der Nähe des Capitols. Wie rein, einfach und schlicht erschien er im Vergleich mit dem Cultus der römischen Kirche, und wie unendlich erbaulicher! Es war gerade als käme man aus einer drückenden Weihrauchatmosphäre in die reine Frühlingsluft unter dem freien Himmel.

Die Errichtung dieser lutherischen Kirche haben wir dem lezten preußischen Gesandten, jezt Baron von Bunsen, zu verdanken, der vom König von Preußen die erforderlichen Mittel erlangte. In Verbindung mit der Kirche wurde, in Folge der Bemühungen desselben Mannes, gleichfalls auf dem tarpejischen Felsen, auch ein Spital für Protestanten errichtet, nebst einem Hause wo Reisende dieser Confession Aufnahme finden.

Nachmittags ging ich in die Augustinerkirche, um die Abküssung des goldenen Fußes der Madonna zu sehen. Diese Ceremonie wurde mit noch größerem Eifer vollzogen als bei der bereits erwähnten Gelegenheit. Wie sie schaaren- und compagnieweise

herbeiströmten, in guten und schlechten Kleidern, Männer und Weiber, alte Leute und junge Kinder! Wie sie sich drängten um die juwelenbedeckte, im Lampenschein strahlende Marmorfigur! — Eine schöne Figur mit mildem, edlem, mütterlichem Ausdruck. Wie inbrünstig sie die goldenen Zehen küßten! Ein alter Soldat küßte sie sechsmal hinter einander mit großem Gefühl. Später nahmen sie von dem heiligen Oel (einer Lampe) und berührten damit Stirne, Hals, Brust und Nacken. Es war jedoch merkwürdig anzusehen, und zwar Stunde um Stunde; der Plaz wurde nie leer, häufig fand sogar ein schreckliches Gedränge statt. Man hörte viel Geld mit großem Geklingel in die am Fuße der Madonna stehende Büchse hinabfallen. Eine Masse Menschen betete knieend vor dem Altar. Zwei, ein ältlicher Mann und ein Weib, zeigten in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Benehmen einen so rührenden Ausdruck von Gefühl, daß ich nicht umhin konnte für sie und mit ihnen zu beten, obschon nicht gleich ihnen zur Madonna.

„Wir haben eine Leiter von Fürbittern, von der Erde bis zu dem höchsten Himmel hinauf," habe ich Catholiken sagen gehört. „Und wir bedürfen keiner solchen Leiter," können die protestantischen Christen antworten, „weil wir durch Christus in unmittelbarer Beziehung zu Gott stehen."

Heute wollen wir dem großen jährlichen Sprachenfest in dem Jesuitencollegium zur Verbreitung des christlichen Glaubens anwohnen.

17. Januar.

Dieses Collegium der Propaganda wurde von Gregor XV. gegründet zur Erziehung christlicher Missionäre aus allen Nationen, die hernach, jeder in seiner Sprache und in seinem Vaterlande, das Evangelium verkünden sollen. Es ist eine große Idee, aber das dießjährige Sprachenfest gab keinen hohen Begriff vom dermaligen Standpunkt des Instituts. Natürlich erwartete ich das Lob Christi und seiner Lehre in vielen verschiedenen Sprachen zu vernehmen; aber das Thema das Alle gleich erhielten, war die Säule die Pius IX. zur Ehre der unbefleckten Jungfrau auf der Piazza di Spagna errichtet hatte. Sämmtliche Zöglinge der Propaganda mußten also auf diese eine Lobrede halten. Die Verherrlichung der Colonna und der Jungfrau Maria wurde immer und immer wieder in pomphaften Versen preisgegeben, und in hebräischer, armenischer, persischer, arabischer, coptischer, griechischer, lateinischer und vielen andern sowohl alten als modernen Sprachen ausgedrückt, ja ich glaube in allen neuen Sprachen, nur in der schwedischen nicht. Ein bleicher, kleiner Junge vertrat das dänische Idiom.

Hebräisch, persisch und lateinisch klangen unter den alten Sprachen für meine Ohren am schönsten, und unter den neueren italienisch, spanisch, deutsch und englisch, welche beide lezteren sehr gut declamirt wurden. Der slavischen Sprache fehlt es an schwungvollen Tönen, der chinesischen an aller Melodie; die Silben stolperten über einander, es war ein unangenehmes Geklapper. Die Sprache der Aethiopier sowie der Südseeinseln tönte wie der Anfang von

Sprachen; leztere besonders bestand mehr aus thierischen Tönen als aus vollendeten Worten, und die Insulaner welche sie vortrugen glichen halben Thiermenschen. Sie gaben uns auch zwei kleine Gesänge zum Besten, aus wenigen Klängen bestehend, die melancholisch und weich, aber nicht ohne Grazie waren. Die Kinder Africa's hatten mehr Character und eine eigenthümlichere Schönheit in ihrer Erscheinung und Ausdrucksweise.

Die Schauspieler auf dieser Bühne waren zwei- bis dreihundert Jünglinge, zum Theil noch Kinder, die andern schon nahe am Mannesalter; sie saßen in einem Halbkreis in einer Art von Theater auf Bänken; der Redner trat durch die Bühne vor, und wenn er zu Ende war, wurde er vom Publicum gewöhnlich mit Händegeklatsche, zuweilen auch mit schallendem Gelächter begrüßt. Der erste Theil schloß mit einer Scene, genannt die babylonische Sprachverwirrung; die Spielenden begannen, jeder in seiner Sprache, Alle zugleich zu reden oder Messen zu singen; eine schauerliche Kazenmusik die mit lautem Gelächter und schallendem Geklatsche empfangen wurde.

„Ist dieß wirklich ein religiöses Fest?“ rief voll Unwillen eine schwedische junge Dame die in meiner Nähe saß.

Beim zweiten Theil erschien König David selbst, in der Person eines schwarzbärtigen Herrn, wahrscheinlich von jüdischer Abkunft, und besang die Colonna, indem er sich selbst auf seiner Harfe begleitete; andere Propheten stimmten in den Chor ein. Es war schön und — lächerlich.

Die spanische Exkönigin Marie Christine war zugegen in Begleitung ihrer jüngsten Tochter, verschiedener Cardinäle und einer Abtheilung der päbstlichen Garde. Sie saß auf dem Ehrenplaz; sie ist sehr beleibt, hat aber noch immer ein schönes Gesicht. Ihre junge Tochter ist eine Schönheit und seit einiger Zeit mit einem garstigen kleinen italienischen Fürsten verlobt.

Das Fest als Ganzes genommen war sehr glänzend und in seiner Art interessant, aber ohne Ernst oder religiöse Bedeutung.

„Roba per i Forestieri," sagen die ernsten Römer, wenn sie von solchen Festen reden, zu denen sie selbst selten gehen. Roba heißt Sache und wird für Alles gebraucht was man als Ganzes bespricht. So sagte ein römischer Arbeiter der mit mir über die Tiber sprach: È poca roba; dein Gepäck, ein Fest, ein Ereigniß, irgend etwas was es sein mag, ist roba.

„Roba per i forestieri" (etwas für die Fremden), sagte geringschäzig eine römische Matrone von dem Fest das in der heiligen Woche in St. Peter gefeiert wird, und dem sie selbst noch nie angewohnt hat.

Am lezten Januar.

Eine grimmige Kälte in den lezten vierzehn Tagen. Eine eisige Tramontana herrscht in der Luft; Eiszapfen hängen an den Brunnen; die Römer schauern, klappern mit den Zähnen und erklären, es sei seit zwanzig Jahren nicht so kalt gewesen; dieß sei unerhört u. s. w. Gleichwohl ist das Wetter

schön, und um Mittag gibt die Sonne ein Feuer zum Besten das die Luft und die Straßen der Stadt auf einige Stunden erwärmt: dann sieht man eine Menge armer Leute, sowohl aus der Stadt als aus dem umliegenden Gebirge, Männer mit spizen Hüten und ziegenledernen Hosen, Weiber mit weißen Hauben, rothen Miedern und Perlenschnüren, mit ihren hübschen kleinen Kindern auf der breiten Treppe von der Piazza di Spagna bis hinauf zur Terrasse der Trinità di Monte sizen oder liegen. Da sizen sie stundenlange, wärmen sich in der Sonne, essen Castanien, Aepfel und schrecklich saure Orangen und warten, glaub ich, auf die Künstler die ihre Modelle unter ihnen suchen. Aber überall in Rom wo die Sonne warm scheint und irgend eine Mauer Schuz gegen die Tramontana bietet, sieht man die Leute sich wie um ein behagliches Feuer drängen; an den Straßenecken stehen sie um große Kohlenpfannen herum, und Weiber und Mädchen halten, ob sie gehen oder stehen, ihre Hände beständig über kleine irdene Henkelkrüge mit glühenden Kohlen. Die ganze Bevölkerung Roms ist jezt beschäftigt sich zu wärmen, und kleine beflügelte Insecten tanzen in der gleichen Absicht in der Luft herum.

Troz der Kälte findet jedoch jeden Nachmittag, von drei Uhr bis zur Dämmerung, ein unaufhörlicher Zug von Equipagen in doppelter Reihe, mit schönen Pferden und hübschen prächtig aufgepuzten Damen und Herrn mit zierlichen Schnurrbärten statt; auf den Seiten aber steht Kopf an Kopf eine Legion von Herrn, die einfach die Equipagen angaffen, und dieses müßige Dastehen ist der Zeitvertreib des rö-

mischen Nobile. Zwischen den prächtigen Equipagen mit ihren schimmernden in Federbüschen prangenden Damen kommt von Zeit zu Zeit ein offener Miethwagen, worin zwei oder drei Weiber aus dem niedrigsten Volk und eben so viele Männer von derselben Classe, die Weiber barhäuptig, sizen; und auch sie fahren im Zuge und rollen, in Gesellschaft der vornehmen lustigen Welt, auf dem Monte Pincio herum, ohne daß Jemand ein Wort darüber sagt; man findet es ganz in der Ordnung. In andern europäischen Städten und auch in den americanischen Freistaaten würde man, denke ich, diese Art von Freiheit mit sehr befremdeten Augen ansehen.

Die Unterhaltungsgegenstände bilden für den Augenblick das lezte Attentat das in Paris mittelst der Höllenmaschine gegen den Kaiser gemacht wurde, und die verschiedenen Erdbeben die im vergangenen Monat mehrere Städte Calabriens in Schutthaufen verwandelt und ungefähr achtzehntausend Menschenleben vernichtet haben. Die einzige Zeitung Roms, das offizielle Giornale di Roma, gibt den umständlichsten Bericht über dieß Ereigniß, wie auch über die — wie dem Leser versichert wird — höchst wirksame Unterstüzung welche der König von Neapel diesen schwerbetroffenen Orten und Leuten hat angedeihen lassen.

Im Uebrigen bereitet sich Alles auf den Carneval vor. Die Victualienhändler erhöhen ihre Preise, die Conditorsläden sind voll von Confecten aller Arten und Farben, und auf dem Corso, der Piazza Colonna und der Piazza del Popolo werden Gallerien und Logen errichtet, um die Festlichkeiten in

der fröhlichen Woche ansehen zu können, denn das große Schauspiel des römischen Carnevals dauert nicht über eine Woche, und die Leute machen sich bereit auf alle möglichen, natürlich nur erlaubten Arten dem Fleische zu huldigen, denn nach dieser Zeit müssen sie den Vergnügungen desselben Valet sagen (Carne vale!), um während eines monatlichen Fastens zu überlegen was man dem Himmel schuldet.

Man verspricht sich heuer einen ungewöhnlich lustigen Carneval, weil der Pabst zum erstenmal seit dem Revolutionsjahr 1848 wiederum den Gebrauch von Masken erlaubt hat, wie man sagt, auf ausdrücklichen Wunsch der Exkönigin Marie Christine, die ein heiteres Weltkind ist und die lustigste Scene Roms in ihrem vollen Glanze zu sehen verlangt. Sie selbst gibt diesen Winter in ihrem Hotel auf der Piazza di Spagna jede Woche einen großen Empfang, Costümbälle und andere Feste, wozu die ganze vornehme römische Gesellschaft sowie alle Fremden von Rang, kurz alle ihr vorgestellten Personen, eingeladen sind.

An einem der lezten Tage, der weniger rauh war als die übrigen, besuchten wir in Gesellschaft einiger norwegischer Landsleute die Wiege Roms, den Monte Palatino, wo La picciolissima Roma (das winzig kleine Rom) von Romulus gegründet wurde und allmählig zur weltbeherrschenden Stadt heranwuchs. Die Ruinen des Kaiserpalastes liegen jezt in formlosen riesigen Massen da und bedecken haufenweise diesen großen Hügel, so daß man nicht mehr zu erkennen vermag welches die Form oder der Plan der Gebäude war. Man weiß nur noch

daß sie nach keinem regelmäßigen Plan aufgeführt worden sind, daß viele Kaiser, einer um den andern, wie auch verschiedene vornehme und reiche Herrn für sich Paläste oder Villen auf dieser Höhe erbauten, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern wie sie sich zu den älteren Gebäuden verhielten. Cicero und August sollen ganz einfache Häuser hier gehabt haben; auch sagt man, eine große Anzahl unbedeutender Wohnungen habe mitten zwischen den prächtigen Tempeln und Palästen gestanden. Indeß ist bekannt daß hier, wie auch zwischen den Höhen des Capitols auf dem aquilinischen und aventinischen Hügel, das kaiserliche Rom seinen höchsten Glanz in Bezug auf Paläste und Tempel entwickelte. Hier befanden sich vor Zeiten und stehen noch jezt, wiewohl nur noch als Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Bäder Livia's. Hier lagen die Gärten des Adonis in üppigstem orientalischem Geschmack angelegt. Am Fuße des palatinischen Hügels stand Nero's goldenes Haus mit seinen dreitausend Säulen und einer Welt von geraubten Schäzen. Von all diesen Palästen ist jezt nichts mehr vorhanden als einige Mauern und Schutthaufen. Nur da und dort erkennt man noch eine Rotunde, einen Thurm, einen gewölbten Gang, ein Thor oder ein Zimmer; hie und da auch noch ein Stück Basrelief. Lorbeer- und Rosmarin-Büsche und eine Art von Eichen umgeben diese formlosen Massen und bilden die einzige Schönheit die sie jezt besizen.

Ein großer Kohlgarten nimmt die Höhe des palatinischen Hügels ein, und der Kohl gedeiht vortrefflich auf dem alt classischen Boden. Dieser Kohl-

garten an diesem Orte scheint mir eigentlich symbolisch zu sein, weil der lezte der **großen** römischen Kaiser, Diocletian, seine Krone niederlegte um in Ruhe zu leben und Kohl zu pflanzen. Gleichwohl war es ihm nicht vergönnt seinen Kohl in Frieden zu verzehren, sondern er mußte seine kaiserliche Erhebung durch ein Leben voll Kummer erkaufen das mit Selbstmord endete. Die Aussicht auf Rom, auf die weite Campagna und die umliegenden Berge ist von diesem Punkte aus ungemein großartig und schön; der Wind bläst frisch und frei über die Höhe. Man kann sich nicht wundern daß die vornehmen Herren Roms gerne hier wohnten und sich anbauten; weit eher muß man sich darüber wundern daß sie die herrliche Lage des Monte Palatino während der lezten Jahrhunderte seinen Ruinen und Kohlgärten überlassen haben und noch jezt überlassen [1]). Der einzige mit Häusern angebaute und bewohnte Theil des Hügels ist derjenige den ein reicher Engländer in einen schönen Garten umgewandelt hat, und der nach ihm die Villa Mills heißt. Jezt wird dieselbe von Nonnen bewohnt, die hier die reinste Luft und

[1]) Vielleicht fürchten sie sich vor Geistern, wie der Aufseher in den Bädern Caracalla's, die ich heute besuchte. Ich fragte ihn ob er die ganze Nacht dableibe. „Gott behüte mich!" erwiderte er schaudernd und fügte geheimnißvoll hinzu: „Er, der alte Caracalla geht um; ich habe ihn selbst einmal erblickt. Er sieht schauerlich aus, mit Hörnern und Klauen! Ein Padre hat hierauf alle Zimmer hier mit Weihwasser besprengt und einen Exorcismus gesprochen, aber Niemand kann sich darauf verlassen daß es gewirkt hat. Er ist un diavolo." Die noch immer glänzenden Trümmer dieser Bäder, Mosaikbäder u. s. w. wurden während des Mazzinischen Triumvirats gereinigt und sichtbar gemacht.

die schönste Aussicht genießen, aber ihr Paradies für sich allein behalten.

Im Badzimmer Livia's, in welches man mittelst einer Treppe und eines unterirdischen Ganges gelangt, befinden sich noch jezt einige wohlerhaltene Stücke von schönen Gemälden und Arabesken; auch die Vergoldung ist sowohl an den Wänden als am Dache noch ganz gut. Man sieht blaue Figuren auf goldenem Grund und goldene Figuren auf himmelblauem Grund, nebst Theilen von Blumen und andern Decorationen welche die ehemalige Pracht des Zimmers beweisen. Alles Andere, Size für die Badenden, Tische, Statuen, ist verschwunden und in die Museen gewandert. Die große Lebensfrage bestand für die Heiden zur Friedenszeit im Lebensgenuß, wobei die Herrlichkeiten des Bades eine große Rolle spielten. Wir Christen haben größere und wichtigere Lebenszwecke. Die Hauptgenüsse des Bades sind jedenfalls reines Wasser und ungestörte Ruhe, und diese Dinge konnte die römische Kaiserin in ihrem prächtigen Badgemach nicht vollkommener genießen als das gemeinste Weib in einem gänzlich schmucklosen Badhäuschen. Die Kraft zu genießen gleicht manchen Unterschied in weltlichen Glücksgütern aus.

An einem andern Tag bestieg ich pflichtmäßig den Thurm des Capitols, wurde aber reichlich für meine Mühe belohnt. Der Himmel war wolkenlos und unter seinem Licht breitete sich das gewaltige Mosaikgemälde Roms in der größten Klarheit und Deutlichkeit aus. Die grünen Gärten lagen wie verlorne Blumensträuße in dieser Welt von Stein. Die Tiber kam wie ein Bächlein aus ihrem Behälter

hervor (ich erzähle wie es von diesem Punkte aus schien) und verlor sich bald hinter dem Aventin. Das alte heidnische Rom, das Rom der Republik und des Kaiserreichs, mit seinen Triumphbögen, den Ruinen des Forums, der Tempel und Paläste; das päbstliche Rom mit dem Vatican und St. Peter; der Quirinal mit seinem San Giovanni di Lateran, seiner Santa Maria maggiore, seiner Scala santa, seinen päbstlichen Gärten und seinen Wohnungen von Priestern und Mönchen; Centralrom mit einigen wenigen Palästen und einem Ameisenhaufen von kleineren Wohnungen, mit dem Ghetto, wo die Juden alle beisammen leben, obschon jezt nicht mehr wie früher in Mauern eingeschlossen, welche Pius IX. beseitigt hat, aber doch immer noch mitten in Dunkelheit und Schmuz, wenn auch nicht in eigentlicher Armuth[1]); und endlich das moderne Rom mit seinem Corso, seinem Monte Pincio und seiner Piazza di Spagna — alle diese eigentlichen Hauptheile Roms zeigen sich in größter Klarheit von diesem Punkte aus. Die characteristische Physiognomie die-

[1]) Vor Armuth werden sie durch ihren großen Kunstfleiß sowie durch ihr treues Festhalten an dem Gebote Mosis: „Es sollen keine Arme unter euch sein," geschützt. Die Juden geben in dieser Beziehung ein Beispiel das die Christen wohl beherzigen sollten. Die engen schmuzigen Straßen und die dichte Bevölkerung des Ghetto, wie auch die schlechte Luft, wirken bedrückend auf das Gemüth. Aber diese Bevölkerung die größtentheils außer dem Hause, auf den Straßen sizend, arbeitet, ist heiter und befindet sich augenscheinlich in comfortabeln Umständen. Auch hat man mich versichert daß die Luft dort gesund sei, weit gesünder als in der offenen Campagna.

ser verschiedenen Theile der Stadt, die grünende Campagna und die theilweise mit Schnee bedeckten Berge rings umher, sowie die ausgedehnten prairieweiten Aussichten gegen das Meer hin: alles das vereint sich um die Aussicht auf Rom vom Thurm des Capitols herab zu einem prachtvollen Schauspiel zu machen.

Die Ruinen des kaiserlichen Roms scheinen, wenn man auf dem capitolinischen Felsen steht, im Vergleich mit dem neueren Theile der Stadt nur einen kleinen Raum einzunehmen. Aber die Wasserleitungen und Denkmäler der Campagna zeigen die Größe der alten kaiserlichen Stadt. Denn das heutige Rom mit seinen 150000 Einwohnern ist bloß ein kleiner Ueberrest von der weltbeherrschenden Stadt, die eine Bevölkerung von drei Millionen, theils freien Leuten, theils Sclaven, in sich geschlossen haben soll.

Man hat sich in diesen lezten Zeiten vergeblich bemüht den Plan des alten Roms zu entdecken. Die Zeit, die Verwüstungen der Barbaren und besonders der Römer und ihrer Kaiser selbst haben die Stadt so gründlich zerstört, daß dieß unmöglich geworden ist. Aus einem Schreiben Raphaels an Leo X. habe ich ersehen daß ersterer sich zu einem Gemälde erbot welches die Lage und den Glanz des alten Roms darstellen sollte, und er bittet den Pabst um seine Unterstüzung. Er äußert sich voll Unwillen über die Art und Weise wie die alten großartigen Gebäude und Kunstwerke behandelt werden. Marmorwände, Statuen, Säulen wurden zerschlagen, um Kitt für neue Gebäude zu gewinnen. „Man kann,"

schreibt er, „sagen daß das neue Rom mit dem Kalk des alten aufgebaut worden sey.“ Der Tod unterbrach Raphaels Unternehmen, und jezt ist an seine Ausführung nicht mehr zu denken.

Dieses alte zerfallene Rom hat in seiner unmittelbaren Umgebung bloß unbedeutende Gebäude und meistens Häuser die nur von Armen bewohnt werden. Auf dem Forum ist Wäsche zum Trocknen aufgehängt, und in der Nähe des capitolinischen Felsen, auf der andern Seite der heiligen Straße, klappern die Weberschiffe einer Baumwollenfabrik.

Die gegenwärtigen Gebäude des Capitols sind nach Zeichnungen von Michel Angelo ausgeführt. Der römische Senat oder vielmehr sein Schatten versammelt sich jezt im Centralpalast. In den zwei Flügeln befinden sich Museen von alten Kunstwerken. Ich habe aus denen im steinernen Museum für mein eigenes Privatmuseum bloß zwei Figuren mitgenommen, den Kopf Augusts als Kind und wieder in seinem hohen Alter, beide merkwürdig durch ihre Aehnlichkeit und ihren Contrast. In dem alten Kopf erkennt man vollkommen die feinen hübschen Züge des Knaben, die Form ist dieselbe und zwar von vollendetem römischem Typus, der Kopf eher breit als hoch, die Stirne niedrig, der Ausdruck noch immer mild und sogar rein — aber Sorgen haben die Stirne gefurcht, peinliche Erfahrungen haben dem schöngeformten Mund einen bittern Ausdruck gegeben, die kaiserliche Krone hat dieses klare weise Haupt niedergedrückt. Ein Cäsarskopf hat noch weniger von dem römischen Typus. Das Gesicht ist lang und schmal. Die Züge sind nicht schön,

haben aber hier einen ungewöhnlich edlen und kaiserartigen Ausdruck. Drei beisammenstehende Socrateskopfe vertreten die Abstufungen von Häßlichkeit. Die Weisen und Helden des Alterthums waren im Allgemeinen keine hübschen Leute.

Jezt, meine L., habe ich Dir nichts von den vielen Gallerien, Doria, Barberini, Borghese und andern zu sagen, die ich, wie alle forschungslustigen und kunstliebenden Reisenden in Rom, besucht habe, und eben so wenig vom Vatican und seinen Kunstschäzen. Liebe L., erwarte nicht daß ich Dich oder mich selbst mit Beschreibungen ermüden werde die schon so viele Andere gegeben haben und besser geben werden als ich. Danke mir vielmehr daß ich Dich nicht mit Dingen hinhalte die man nur verstehen kann, wenn man sie gesehen hat. Auch bin ich darum nicht hiehergekommen. Meine Reise galt nicht den Todten, sondern den Lebendigen. Eines bitte ich Dich zu glauben, nämlich daß Du, wenn Du auch niemals Rom besuchst und auch nie im Stande bist eines dieser unsterblichen Kunstwerke zu sehen, dennoch ein gutes, glückliches und vollkommenes Leben führen, ja eben so unsterblich werden kannst als wenn Du hier gewesen wärest. Aber wenn Du nach Rom kommst, so besuche die Gallerien des Vaticans. Kehre immer und immer wieder zu dem Apollo, dem Laocoon und Bachus, dem ersten Philanthropen, zurück, versäume auch nicht Raphaels **Verklärung** in der päbstlichen Gemäldegallerie zu besuchen. Ohne dieses Gemälde zu sehen, bekommt man keinen Begriff von seinem Genius. Dieß ist Alles was ich von dem Vatican zu sagen habe.

Eines Tags, als ich allein in seinen Hallen umherstreifte, sagte ein Gendarm hastig zu mir:

„Sie müssen sich entfernen — der Pabst naht. Er kommt aus der Sixtinischen Capelle wo er der Messe angewohnt hat."

„Bitte, lassen Sie mich hier bleiben," antwortete ich, „ich möchte so gerne den Pabst sehen."

„Nun ja; aber Sie müssen aus dem Wege gehen und auf Ihre Kniee fallen wenn er kommt."

„Gewiß!"

Und wir warteten. Mein Gendarm schützte mich gegen die Diener die mich hinausschaffen wollten und richtete mich ab: „Jezt kommen Sie hieher — jezt stellen Sie sich dahin — jezt fallen Sie auf Ihre Kniee!"

Der Pabst kam mit glänzendem Gefolge. Cardinäle in Purpurmänteln und Hermelin trugen ihre Stäbe stolzer als heut zu Tage die Fürsten; am stolzesten von Allen Antonelli, eine sehr pittoreske Gestalt. Der Pabst im Scharlachgewande bildete den Nachtrab: er sah kräftig, gutmüthig und heiter aus, ohne Prätension und ohne Grandezza.

4. Februar.

Gestern sahen wir Shakespeare's Othello im argentinischen Theater. Die Hauptrolle wurde mit eindringlicher Wahrheit und italienischem Feuer von Salvini gespielt. Diese sonst für mich so peinliche Tragödie gewann dadurch eine Schönheit und verschaffte mir einen Genuß wie noch nie zuvor. Die Desdemona, Frau Carola Brizzi, hat ebenfalls viel Talent, aber ihre männliche Stimme taugt nicht

zu dieser Rolle. In Salvinis Othello zeigt sich die Eifersucht als eine Art von Geisteskrankheit die zu vernünftigem Denken unfähig macht. Seine stille Action war ein Meisterstück.

Samstag, 6. Februar.

Der erste Carnevalstag! Nachmittags waren die Balcone mit glänzenden Teppichen und Tüchern ausgeschlagen, und solche hingen auch aus allen Fenstern am Corso heraus. Zuckerwerk und Blumensträuße wurden in den Straßen herumgetragen. Um drei Uhr begann das Fest. Der Corso war voll von Menschen und Gendarmen; an allen Straßenecken, wie auch auf dem Plaze selbst, war Militär zu Pferd und zu Fuß aufgestellt. Haufen zerlumpter Jungen lungerten auf dem Corso herum und krakehlten hinter jeder comischen Maske drein. Fenster und Balcone waren voll von Herren und Damen in Dominos; einige waren in Costüm. Man sah viele liebliche Gesichter. Jenny und ich sind über die ganze Dauer des Carnevals auf den Balcon unserer liebenswürdigen Freunde, der Familie Grant, eingeladen. Er befindet sich auf dem San Carloplaz am Corso und bietet nach allen Seiten hin einen vortrefflichen Ueberblick über die Carnevalsbelustigungen. Wir stehen in Dominos da, nebst einigen andern Leuten, unter denen sich die allerliebste Herzogin von St. Albans befindet, mit einem jungen Sohn und einer Tochter, so hübsch wie die Mutter. Der ganze Corso von der Piazza di Venezia bis zur Piazza del Popolo gleicht einer festlichgeschmückten Arena. Aber zum erstenmal seit vielen Wochen ist der Himmel grau

und die Straßen feucht von nächtlichem Regen; auch jezt sieht es drohend aus und es hat bereits ein wenig geregnet, aber die Luft ist mild und ruhig. Die Tramontana hat Rom verlassen und alle Fenster stehen offen. Einige Wagen mit Masken in Costümen und Dominos beginnen den Corso auf- und abzufahren. Der Krieg mit Confetti und Blumensträußen hat zwischen den Fußgehenden und Fahrenden, zwischen den Leuten auf der Straße und denen an den Fenstern und auf den Balconen begonnen; sie suchen einander zu bepudern oder zu beschenken. Aeußerst schöne Sträuße und feine Bonbons kommen, unter Massen von andern die minder schön und nichts weniger als splendid sind. Man muß einen feinen Drahtschleier in Form einer kleinen Schippe vor das Gesicht halten, um keine förmlichen Quetschungen zu bekommen. Unser Balcon ist roth und weiß ausgeschlagen, und vor dem eisernen Geländer hängen kleine Büchsen für die Blumen und Confetti. Unsere freundliche Wirthin gehört zu den Zierden ihres Balcons, der von Herren zu Wagen und zu Fuß beständig mit Blumen beworfen wird.

Die drohenden Regenwolken haben die Lustigkeit zum großen Theil gedämpft, und die Leute sagen: Der Carneval hat noch nicht begonnen, er fängt erst am Montag an.

Um fünf Uhr galoppirte ein dichtgeschlossener Trupp Cavallerie den Corso hinan, um die Straße zu säubern, denn jezt sollte das Pferderennen beginnen [1]). Die Leute drängen sich dicht an die

---

1) Mit Staunen erfuhr ich daß die in Rom ansäßigen Juden die Kosten dieser Rennen wie auch den Preis für den

Häuser, eine Pause erfolgt; dann erhebt sich ein lautes Jubelgeschrei das wie ein Lauffeuer über den ganzen Corso geht, und von der Piazza del Popolo her kommt in fliegendem Galopp ein Häuflein kleiner Pferde, mit goldpapiernen Flügeln oder Fahnen geschmückt. Sie jagen den Corso entlang bis zur Piazza di Venezia, wo man sie zum Stehen bringt und die Kampfrichter die Preise an ihre Eigenthümer vertheilen. Kaum sind die flinken Renner vorüber, so wimmelt die Volksmasse wie ein Ameisenhaufen hinter ihnen her. Damit enden die Vergnügungen des Tags, und Jedermann geht nach Hause, der größere Theil der Fußgänger unter Sonnenschirmen; so auch wir mit den andern. Aber meine junge Freundin ist hoch erfreut über den Spaß, sie hat eine Menge schöner Sträuße bekommen und amüsirt sich köstlich. Wir beschließen unsern Tag damit daß wir in Guinginé's interessanter Geschichte der italienischen Literatur lesen.

Eigenthümer des gewinnenden Pferdes bezahlen müssen; daß sie dadurch alljährlich die Befreiung von dem Rennen auf dem Corso und die Erlaubniß noch ein Jahr in Rom zu bleiben erkaufen. Früher mußten die Juden während des Carnevals zur Belustigung des christlichen Pöbels wettrennen, und die Bewilligung ihrer Bitte um einen weiteren Jahresaufenthalt in Rom war mit einem Fußtritt begleitet. Das Rennen und der Fußtritt sind ihnen jezt erlassen, bestehen aber so zu sagen in der Art der Erlaubnißertheilung noch fort. Denn der demüthigende Tribut wird noch immer eingefordert. Und dennoch verlangt der römische Staat der civilisirteste und christlichste, und seine Kirche verlangt die Mutter der Christenheit genannt zu werden.

11. Februar.

Wir befinden uns auf der höchsten Höhe des Carnevals, aber der Himmel ist noch immer mit Wolken bedeckt und droht mit Regen. Am Montag ging es so; der Regen kämpfte gegen die Sonne und behielt zuletzt die Oberhand. Nichts destoweniger war der Corso belebter als am Samstag, und der Confetti= und Blumenkrieg wurde sehr heiter fortgeführt; aber Equipagen zeigten sich nur wenige. Von Balcon zu Balcon, von Fenster zu Fenster bewarf man sich mit Blumen und amüsirte sich mit großen Confetti, die man mit langen Fäden an lange Gerten wie Fischangeln befestigte, und womit man von einem Stockwerk zum andern die Bekannten neckte; oder vexirte man auch die Knaben auf den Straßen mit diesen verlockenden Ködern, die im Nu wieder hinaufgezogen wurden. Wenn man höflich sein will, bindet man ans Ende der Schnur eine schöne Blume oder irgend ein anderes hübsches kleines Ding, und läßt es von der Dame für die es bestimmt ist wegschnappen. Gewöhnlich gewinnen jedoch bei dieser höflichen Kriegführung die Straßenjungen am meisten; denn alles was sein Ziel verfehlt und auf die Straße fällt gehört ihnen, und das ist nicht wenig.

Das Schauspiel des Tages schloß wieder mit Pferderennen — dießmal waren es bloß sechs Pferde, und dann ging man bei rieselndem Regen nach Hause. Die Leute beklagten dieß mit melancholischen Gesichtern, besonders um der Armen willen, die auf ihren Erwerb beim Carneval speculiren und oft Wochen lang ihr Leben davon fristen. Die kleinen verliebten

Carnevalsscherze werden jedoch von dem Regen nicht verhindert, und Jenny hat einen Bewunderer gefunden der beharrlich vor unserem Balcon in St. Carlo steht und ihr unter seinem Schirm die feurigsten Erklärungen mit Blicken und ehrerbietigen Geberden macht, ihr herrliche Bouquete schickt und uns am Abend in einer gewissen Entfernung nach Hause folgt. Wir nennen ihn den Unbekannten.

Dienstag.

Morgens klärte es sich auf; gegen Mittag schien die Sonne ein wenig, und dieß erweckte große Hoffnungen. Um halb vier Uhr ist der Corso voll von Menschen zu Wagen und zu Fuß, obschon der Himmel sich wieder bewölkt hat. Die Leute scheinen den Tag mit frischem Muth und guter Laune ergreifen zu wollen. Die Zahl der Equipagen nimmt zu, und man sieht viele hübsche Costüme darin; der Blumenkrieg geht munter vor sich, aber aus den Wolken ergießen sich Regenströme herunter. Gleichwohl will das Publicum sich nicht vertreiben lassen, sondern spannt die Schirme auf; auch der Unbekannte harrt unter dem seinigen aus, seine Hand auf dem Herzen, sein Auge fest auf unsern Balcon gerichtet. Wir jedoch fliehen von dem Balcon und trösten uns da mit schönen Gesängen von unserer Wirthin, so wie mit Mendelsohns *Liedern ohne Worte*, die ein junger Deutscher uns vorspielt. Pferderennen wie an den vorhergehenden Abenden. Heimkehr unter heftigem Regen.

„Machen Sie sich darauf gefaßt," sagte der

Künstler Rudolph Lehmann; „es wird über den ganzen Carneval nicht besser werden."

Die Antwort bestand aus einem Chor von Ach und Oh.

NB. Rudolph Lehmann ist einer der jungen Männer die mit der Familie auf sehr vertrautem Fuß stehen, während der ganzen Carnevalszeit nach Belieben ein- und ausgehen und dadurch wesentlich zur Belebung dieser angenehmen Gesellschaft beitragen. Wie schön und lustig wäre das Alles wenn nur das Wetter sich bessern wollte! — Gute Nacht!

Mittwoch.

Besser Wetter! Entschieden besser! Der Himmel ist zwar noch immer bewölkt, doch ohne Regen, und auf dem Corso findet eine unaufhörliche Bewegung, ein beständiges Scharmüzeln nach Carnevalsweise statt. Während Jenny mit unserem lebendigen jungen Landsmann, Baron Nordenfalks, fuhr, machte ich, wie ich so gerne thue, einen einsamen Beobachtungsspaziergang, zuerst nach dem Hafen der Tiber, nach der Ripetta, wo Alles ungewöhnlich still und verlassen war; aber die jezt vom Regen angeschwollene Tiber rollte ihre Wasser trüber als je unter dem dunkeln bleigrauen Himmel, Unrath und schmuzigen Schaum dem Meere zuführend. Es war eine traurige Scene. Von da ging ich nach der Piazza del Popolo, wo eine gute Militärmusik spielte und die Wagen vom Corso um den Obelisk von Heliopolis mit seinem ägyptischen Löwen herumfuhren; endlich wandelte ich den Monte Pincio hinauf, um von seinem Gipfel auf die bunte Scene hernieder zu schauen.

Die Luft, die unaussprechlich mild und weich war, schien mir einem jugendlichen in Thränen gebadeten Gesichte zu gleichen, wie wenn Jemand geweint hat ohne zu leiden. In dieser Luft lag eine Verheißung des Frühlings, eines neuen jungen Lebens, und die Erde duftete wie die Schlüsselblumen in Schweden; es ging mir zu Herzen und rührte mich wirklich. Vom Gipfel des Berges herab schaute ich über Rom hin; seine mächtigen Gebäude schienen beim gegenwärtigen Zustand der Atmosphäre ganz nahe zusammen zu stehen: St. Peter und das Capitol, die Engelsburg, das Mausoleum Adrians und die Ruinen des Thurmes von welchem herab Nero sich am Brande Roms ergözte; die einzelnen Höhen, die verschiedenen Hauptpunkte Roms lagen jezt alle, wie in einem düstern melancholischen Gemälde, unter dem dunkeln Himmel, aber ein halber Lichtsaum zeigte sich am westlichen Horizont und schien einen schönen Morgen zu verheißen. Haufen von Priestern mit dreispizigen Hüten waren außer mir die einzigen Spaziergänger auf dem Monte Pincio, von wo sie die Festlichkeiten drunten betrachteten an denen sie keinen Theil nehmen durften.

Wieder daheim in der Dämmerung. Ich traf meine junge Freundin halb außer sich vor Freude über die Vergnügungen und kleinen Abenteuer des Nachmittags und voll Verlangen nach dem morgenden Tag, wo sie wiederum ausfahren und mit Blumen und Confetti auf dem Corso scharmüzeln könnte. Ich gedenke dann ebenfalls mitzufahren. Morgen ist ein großer Maskeradentag; möge nur die Sonne den Scherz ein wenig bescheinen „um der Armen willen!“

Es ist gut daß die Menschen das schöne Wetter nicht erkaufen können; sie würden sonst Gefahr laufen sich aus reinem Mitgefühl zu ruiniren.

Freitag.

Gewiß hat der römische Carneval noch nie größere Trübsale überstanden. Gestern war der Morgen erträglich; Mittags kam ein wenig Sonnenschein, der die Seelen Tausender von menschlichen Geschöpfen erfreute, die, wie Jenny und ich, ihre Blicke beständig auf den Himmel richteten; aber um halb drei, just als die heitere Scene früher als gewöhnlich begann, verfinsterte sich der Himmel mit einem verzweifelt entschiedenen Ansehen, als ob er den ganzen Tag so fortmachen wollte, und strömender Regen begann; aber der Geist des Carnevals hatte jezt von den Einwohnern Roms Besiz ergriffen. Troz der Regengüsse war der Corso vollgedrängt von Costümen und Masken aller Art in Wagen und zu Fuß, und an den Fenstern, auf den Balconen und Dächern sah man nichts als Dominos und Phantasiecostüme; Blumensträuße und Confetti flogen hagelsdick durch die Luft. Es wurde eine Lebensgewohnheit für uns. Jenny und ich betheiligten uns dabei, während wir mit Nordenfalks dahinfuhren; wir hatten zwischen uns einen Korb mit Blumen und Confetti stehen und mußten ihn zu wiederholten Malen füllen lassen. Zwei Wagenreihen fuhren dicht neben einander den Corso entlang; sie bestürmten einander unaufhörlich und warfen ihre Geschoße noch überdieß nach den Fenstern und Balconen, von wo man ihnen gehörig antwortete. Zuweilen will ein maskirter Herr einer

Dame ein äußerst schönes Bouquet präsentiren; aber wenn sie sich nicht sehr in Acht nimmt, wird es plözlich von einem Jungen weggeschnappt der auf den Wagentritt oder auf ein Rad springt. Jenny verlor auf diese Art gestern einen allerliebsten Camelienstrauß und ich heute. Manchmal wird der Wagenzug durch das Gedränge aufgehalten, und wehe dann den Damen die unter einem großen Balcon bleiben müssen, denn sie werden dann mit einem so hageldichten Schauer von Confetti aus Kalk und Mehl überschüttet, daß die Dominos und überhaupt ihr Aufpuz bei diesem Wetter gänzlich verdorben werden. Dieß widerfuhr uns gestern. Man kann von Glück sagen wenn man nichts in die Augen bekommt; aber der ungebildete Pöbel macht sich häufig den Spaß den Leuten weißen Puder in die Gesichter zu werfen, und wenn dieser in die Augen kommt, so hat man manchmal lange daran zu leiden. Zuweilen bekommt man auch einen derben Schlag auf den Kopf, mit einem riesigen Blumenstrauß oder einem steinharten Stück Confect. Aber wer sich einmal auf das Spiel einläßt muß sich das auch gefallen lassen, und was auch geschehen mag, so sind die Leute durch den Geist der Zeit nur um so mehr aufgelegt. So fuhren wir zwei Stunden lang zwischen der Piazza di Venezia und der Piazza del Popolo den Corso auf und ab. Was mich am meisten interessirte, das waren die hübschen Römerinnen die in ihren Festcostümen, in offenen Logen, im Parterre der Häuser standen und mit stoischer Ergebung den Hagel von Confetti und Blumensträußen aushielten, der ihnen unaufhörlich um die

goldgeschmückten Köpfe flog. Bauernweiber in hochzeitlichen Gewanden, die bloßen Köpfe mit rothen Bändern und andern Zierathen geschmückt, waren auch in vielen Wagen die Hauptfiguren. Unter den Equipagen befanden sich viele die den altrömischen Wagen glichen, und worin ein halb Duzend und noch mehr Personen in phantastischen, zuweilen sehr hübschen Costümen standen. Ein Wagen war voll von neapolitanischen Fischern im Sonntagsstaat. Der römische Adel betheiligte sich, wie man sagt, dieses Jahr sehr schwach bei der Wagenparade. Auf den Straßen wimmelte es von Harlekins, Polichinellen und Possenreißern, die allerlei Sprünge machten, die fahrenden und fußgehenden Personen anredeten, zum Trinken einluden, sich berauscht stellten und nach allen Seiten Bier oder Wasser sprizten. Haufen von Castagnettenspielern und Tänzern in allen möglichen comischen, pittoresken und sehr häufig zerlumpten Costümen machten mit Trommeln und Pauken ein schreckliches Getöse. Mitten in diesem wilden Getümmel kam manchmal etwas wie ein französischer Höfling in altmodischem Costüm einhergetrippelt, eine ebenfalls antik aufgepuzte Dame am Arme führend, durch ein ungeheures Opernglas nach rechts und links blickend, mittlerweile aber die höflichsten Bücklinge machend; so sehr man ihn auch herumpuffte und mit Mehl bewarf, so ließ er sich nicht aus dem Concept bringen, sondern guckte beständig durch sein Opernglas und verbeugte sich rings umher. Während des ärgsten Wirrwarrs kommt ein glänzender Aufzug. Es ist der Gouverneur der Stadt und der römische Senat, die in einer Masse

prachtvoller Equipagen, mit schimmernden Pferden und einem Lakaienschwarm dessen goldbedeckte Sammtlivreen zu flammen scheinen, einherfahren. Der glänzende Zug begibt sich mit großer Würde durch die bunten Massen vom Corso nach dem Capitol.

Gegen Abend wurde das Leben auf der Straße immer stürmischer und wilder. Es regnete fortwährend und jezt sehr stark; aber die Leute vergaßen den Regen und alles Andere, außer daß sie beschlossen hatten sich lustig zu machen und sich dabei möglichst wenig zu geniren. Inzwischen bekamen die Gassenjungen immer mehr die Oberhand. Schmuzige Sträuße wurden in die Wagen geworfen, und man mußte sich sehr in Acht nehmen. Wir begannen uns nach Hause zu sehnen; selbst Jenny hatte jezt genug an den Carnevalsfreuden; aber die Wagen wollten den Kampfplaz nicht verlassen und waren jezt so zahlreich daß häufige Stillstände unvermeidlich wurden. Endlich hörte man den Doppelschuß, das Signal daß die Wagen den Plaz verlassen müssen, und nun zerstreute sich Alles hastig. Die Cavallerieabtheilung erschien in scharfem Trab und säuberte die Straßen, und im nächsten Augenblick sah man in der Dämmerung von den Hufen der Rennpferde die Funken sprühen. Der Preis war an diesem Abend eine Fahne im Werth von fünfzig Scudi, und gewonnen wurde er von einem Pferde das der Familie Borghese angehörte.

Als wir nach Hause zurückkamen, besprachen wir an unserm Theetisch mit einigen Landsleuten lustig die Ereignisse des Tags und gingen dann ins Capronicatheater, um ein Volkstheater und das Volks-

leben daselbst zu sehen. Aber ich rathe Niemand dazu, denn es ist weder belustigend noch belehrend, und man kann daraus höchstens lernen wie man nicht singen und nicht spielen sollte. Die großen römischen Weiber in ihrer glänzenden Volkstracht waren das einzige Schöne was es zu sehen gab. Aber auch auf dem Heimweg hatten wir ein lustiges Schauspiel in den Straßen. In einer etwas schmalen Seitengasse tanzte eine Gruppe von costümirten Personen, zur Tamburinmusik, den Saltarello mit solcher Begeisterung, daß sie sich weder durch die vorbeieilenden Wagen stören ließen, noch dadurch daß zuweilen Jemand geradezu über den Tanzplaz hinlief. Einer der Tänzer fiel bei dieser Gelegenheit und ließ sein Tamburin zu Boden sinken, aber im Nu war er wieder auf den Beinen und tanzte leicht und graziös weiter, so daß es eine Lust war ihm zuzuschauen. Auf dem Corso hörten wir eine liebliche, etwas schwermüthige neapolitanische Melodie, auf der Mandoline gespielt, und über das schmuzige Trottoir tanzten zwei silberglizernde Figuren so leicht wie Kinder der Luft. Ihnen folgten ein Mandolinenspieler und einige Damen und Herrn. Leichtfüßig und augenscheinlich auch leichtherzig hüpfte das junge Paar mit unnachahmlicher Grazie im Tacte der Musik weiter und verschwand gleichsam in der dunkeln Nacht, während das Licht der Straßenlampen da und dort ihre schimmernden Gestalten noch beglänzte. Die Nachtluft war feucht und rauh; einige bleiche Sterne suchten sich vergebens durch die Wolken Bahn zu brechen. Die Cafés und Wirthshäuser auf unserm

Weg waren beleuchtet und vollgedrängt; auch konnten wir bis in die späte Nacht vorüberziehende Mandolinenspieler hören.

Mittwoch, 17. Februar.

Ich will jezt mit kurzen Worten den weitern Verlauf des Carnevals erzählen. Der vorige Freitag wurde als Rasttag betrachtet, und man that wohl daran, denn es regnete unaufhörlich. Zwei junge Engländer im Stockwerk unter uns belustigten sich den ganzen Tag damit daß sie große Schaufeln voll Gipsconfetti auf jeden Schirm warfen der unter ihrem Balcon vorbeikam. Sie bekamen davon Blasen an die Hände, und was für ein Vergnügen sie dabei finden konnten, vermag ich nicht zu sagen.

Der Samstag endlich war ein schöner wolkenloser Tag, und alle Gesichter in Rom schienen sich zu erheitern. Die Via Condotti und San Carlo glänzten wie förmliche Blumenmärkte. Eine Menge Equipagen erschienen auf dem Corso — elegante Costüme und elegante kleine Bonbons — große Höflichkeit zwischen Herrn und Damen, aber weniger Leben und weniger Masken als am Donnerstag, wo allgemeiner Maskentag war und das Volk alle Schranken zu vergessen schien.

Auch der Sonntag war ein herrlicher sonnenbeglänzter Tag. Der Carneval selbst ruhte; keine Masken waren zu sehen; aber halb Rom fuhr in Procession nach dem Monte Pincio und zog um seine grünen friedlichen Pläze umher, wo die Wasserkünste spielten und die schimmernden Rosen ihre Düfte verbreiteten. Jenny und ich ergingen uns an den Ufern der Tiber jenseits der Porta del Popolo, eine der

angenehmsten Promenaden die ich bis jezt in der Nähe Roms entdeckt habe: denn man kann am Flusse hinab und auf der andern Seite unter Gärten so einsam dahinschlendern, und hat dabei Aussichten so groß und ausgedehnt als wäre gar keine Stadt in der Nähe.

Die Straße heißt Poussins Promenade, weil der große Maler sie von Rom nach seiner Villa in Ponte Molle zu gehen pflegte. Man sieht hier einen Horizont wie man ihn auf den Poussin'schen Gemälden findet. Später gingen wir den Monte Pincio hinauf und sahen da die vornehme Welt sich herumtummeln und die Sonne untergehen.

Abends ging ich mit einigen Landsleuten auf den Ball der alljährlich um diese Zeit den Modellen in Rom gegeben wird. Ein großer Saal mit dunklem Ziegelsteinboden und eine Menge cigarrenrauchender Herren schienen nicht viel zu verheißen. Mitten im Saale ist jedoch ein freier Raum gelassen, wo Herrn und Damen im italienischen Nationalcostüm ihre Nationaltänze aufführen. Die Männer zeichnen sich durch ihre ganze Erscheinung, ihr Costüm und ihr Tanzen vortheilhaft aus. Einige von ihnen würden bei jedem Ballet eine sehr gute Figur gemacht haben. Die Frauenzimmer waren weniger ansprechend, mit einziger Ausnahme der ausgezeichnet schönen Alessandra. Aber ihre Schönheit war mit zwanzig Jahren verwelkt und ihr Tanz war etwas zu studirt. Ein sehr junges Mädchen mit seelenvollem strahlendem Gesicht tanzte voll Leben und Begeisterung. Es war lieblich sie mit ihrem Vater, dem Modell Angelino, tanzen zu sehen, einem hübschen Mann von

dreißig Jahren und dem ersten Cavalier des Balles. Mittlerweile gingen die Tänzer umher und bewirtheten die Fremden mit rothem Wein; Alles ging ordentlich, heiter, einfach und respectabel zu. Die Tänze die sie aufführten waren der Saltarello, die Ballerina und der Sospiro. Der Saltarello ist eine Art von Tantarella (was vorzugsweise ein neapolitanischer Tanz ist) und so zu sagen eine fortwährende Improvisation, wobei die Tänzer je nach Herzenslust und Begeisterung vor- und rückwärts schreiten. Er scheint mir das Ideal alles Tanzens zu sein, wenn er der Ausdruck der Freude und Wonne des Lebens wird. Ich konnte mich nie satt sehen an den weichen und kühnen Bewegungen der Tänzer, wenn sie mit einem Geberdenspiel das bald schalkhaftes Mißtrauen, bald innige Herzlichkeit und freudige Hingebung ausdrückte, bald sich einander näherten, bald von einander zurückliefen. In diesem Tanze ist schäumender Champagner.

Die Ballerina ist eine Art von Cotillon, hat aber bei den Italienern ein Element von Mimik und Improvisation in sich, das man bei dem schlaffen und zahmen Cotillon unserer Salons nicht findet.

Der Sospiro schien mir der originellste aller Tänze zu sein. In ihm seufzen die Herrn und Damen abwechselnd um einander, und es wird eine ganze Reihe von Liebesepisoden dargestellt, die Angelino mir erklärte.

Aber kehren wir zum Carneval zurück, aus welchem der Modellball entstanden ist.

Der Montag kam und mit ihm ein wolkiger Himmel und wolkige Gesichter; Nachmittags Regen

und Sturm, noch ärger als an den vorhergehenden Tagen. Der Carneval verlor jezt seinen Muth. Nur wenige Wagen und noch weniger Fußgänger auf dem Corso, dessen Bewohner ihre Sträuße in den Koth warfen, wo nicht einmal die Gassenjungen es der Mühe werth fanden sie aufzulesen. Es ist sehr langweilig! Und morgen ist der lezte Carnevalstag, der große Tag, der Moccolitag, denn der Carneval wird dann sterben, und man wird sein Leichenbegängniß feiern, indem man nach catholischem Brauch Todtenkerzen anzündet. Dieß soll ein großes Schauspiel sein, aber wenn das Wetter sich nicht ändert, wird es sehr trübselig ausfallen.

Ja, es änderte sich. Der Moccolitag, der Fastendienstag, brachte die glänzendste Sonne mit sich und eine Atmosphäre so rein und so frisch daß jeder ängstliche Zweifel dahin schwand, und die Leute an nichts Anderes mehr dachten als wie sie sich mit aller Macht lustig machen könnten. Ein frischer Vorrath von Blumen, Confetti und neuen Costümen wurde beschafft. Alle Damen erschienen in ihren besten Toiletten; Jedermann sah heiter und hübsch aus, selbst die vom Schicksal minder Begünstigten. Schon um halb drei Uhr Nachmittags strahlten alle Balcone, Fenster und Bogen auf dem Corso von vergnügten Gesichtern und glänzenden Toiletten. Maskenzüge tanzten zur Tamburinmusik die Straße entlang, Crinolinen von unerhörten Dimensionen, ungeheuerliche Nasen, Hüte und Excentricitäten aller Art waren zu sehen. Equipagen fuhren entlang, vollbesezt von schönen Costümen mit und ohne Masken: hier sah man classische, dort comische Figuren. Unter

den zierlichsten müssen auch jezt wieder die römischen Bauernmädchen oder Frauen in ihrem Sonntagsstaat besonders erwähnt werden. Viele von ihnen saßen hoch auf den zurückgeschlagenen Wagen und empfingen den ganzen Hagel von Bouqueten und Confetti.

Es ist ein ungeheures Gedränge und Gewirbel, aber überall herrscht der beste Humor. Man ist mit der ganzen Welt gut Freund, Schwester oder Bruder. Leute die einander noch nie gesehen haben und sich wahrscheinlich nie wieder sehen werden, nicken und lächeln einander zu, beschenken sich mit Blumen und andern kleinen Gaben; man gibt sich dem Vergnügen hin das der Augenblick eingibt und läßt sich davon beeinflussen; man macht eine Menge neuer Bekanntschaften, mit denen man sich im Vorüberfahren vergnügt, um sie dann zu vergessen; man grüßt alte Bekannte und überschüttet sie häufiger als je mit Bonbons und Blumen. So rauscht der Carneval ununterbrochen dahin bis es dunkel wird und dann, wie gewöhnlich, Militär die Straße für das Pferderennen säubert. Diesen Abend liefen mehr Pferde als sonst und wurden mit furchtbarem Jubelgeschrei begrüßt.

Kaum ist dieß vorüber, so füllt sich der Corso aufs Neue mit Wagen; das Gedränge wird immer größer, und bald sieht man in der zunehmenden Dunkelheit da und dort Lichter brennen. Sie werden ausgelöscht, aber rasch wieder angezündet; ihre Zahl mehrt sich schnell; sie scheinen aus jedem Wagen und jedem Punkt der Straße, von jedem Balcon und Fenster herab den ganzen Corso entlang, der

sich auf einmal in einen beständig wogenden und glizernden Flammenstrom verwandelt, und über dieser ganzen wallenden Feuermasse ertönt ein endloses Gemurmel fröhlicher Stimmen, untermischt mit Jubelgeschrei.

Jezt besteht der Spaß darin daß jeder seinem Nachbar das Licht auszulöschen sucht, das dieser sorgfältig brennend erhält oder augenblicklich wieder anzündet. Man löscht es durch Ausblasen oder mit der Hand oder mit dem Taschentuch, oder wie man nur kann. Weißgekleidete Polichinelle springen auf die Wagen, löschen die Lichter darin, oft gewaltsam genug, und jubeln dann: Senza moccoli, senza moccoli!

Aber die ausgelöschten Moccoli, ganze Bündel von größeren oder kleineren Wachskerzen, werden augenblicklich wieder angezündet, und der Feuerstrom wogt und glüht wie zuvor. Erst nach einigen Stunden hört er allmählig auf, theils weil die Leute des Spasses müde sind, theils aus Mangel an Kerzen. Auf unserm Balcon in San Carlo, wo wir uns in derselben angenehmen Gesellschaft befanden wie bisher, wurde der Moccolikampf kräftig und mit viel Ernst betrieben, jedoch sehr höflich. Am Ende hatte ich selbst zu meinem eigenen Erstaunen in der einen Hand einen Moccolibündel und in der andern eine Fackel, welche ich so lange in der Luft schwang bis sie erlosch.

Um acht Uhr war Alles dunkel und still. Der Carneval war todt und begraben, aber mit großer Ehre, und die Leute wünschten sich selbst und den Andern Glück dazu daß er so anständig abgelaufen

war. Meine junge Freundin, die ihren Carneval mit Ehre und Glanz gefeiert hatte, war hochvergnügt über denselben, so wie über ihren Bund von Blumensträußen und Andenken.

Ich habe mir sagen lassen daß die Carnevalsandenken nicht selten eine ernste Bedeutung für das ganze spätere Leben erhalten; manche kleine Intrigue die da begonnen, wird hernach weiter gesponnen und findet ihre Lösung in einer Hochzeit. Die so genannte Carnevalsbekanntschaft beginnt in der Regel damit daß ein Herr eine Dame auf einem Balcon oder an einem Fenster sieht. Sie gefällt ihm und er wirft Blumensträuße hinauf. Antwortet sie, so wirft er weiter, bleibt fest auf seinem Plaz, sendet schöne Blumen und Bonbons hinauf und folgt seiner Auserwählten in ehrerbietiger Entfernung auf ihrem Heimweg; dann wagt er einen Gruß und hernach einen Brief; endlich — aber ich weiß jezt nichts mehr von der Geschichte, außer daß sie manchmal mit einer Hochzeit, manchmal aber auch mit einer stolzen Zurücksendung des Liebesbriefes endet. Möglich daß die Dame, wie Jenny, alle romantischen Illusionen verlor, als sie den Unbekannten eine Prise nehmen sah.

Der Moccolitag endete für uns nicht in Frau Grants elegantem Salon, sondern in einer Osteria in der Nähe des Borghesischen Palastes, wo wir diesen Abend ein Stück Volksleben zu sehen bekamen. Es war heiter, harmlos und pittoresk, die Tänze und Costüme wie auf dem Modellball, aber weniger schön. Der Tabaksdampf und das Gedränge vertrieb uns bald, und jezt büßen wir unsere Carne-

valsluſt mit einem heftigen Influenzaanfall. Aber zwei Dritttheile der Bewohner Roms befinden ſich in derſelben Lage — eine nicht ſehr angenehme Folge des Carnevals.

Heute am Aſchermittwoch enthält das officielle Giornale di Roma, die einzige große Zeitung die hier erſcheint, eine feierliche Proclamation, die mit einer hochtrabenden Verherrlichung des Glückes ſämmtlicher Angehörigen der allein wahren und ſeligmachenden Kirche beginnt, welche allein unfehlbar und unerſchütterlich iſt. Hierauf iſt viel von der Sorgſamkeit Seiner Heiligkeit des Pabſtes um ſeine Heerde, beſonders um die von Rom, die Rede, und dann wird hervorgehoben daß dieſe Sorgſamkeit ihn veranlaßt habe dieſen Faſttag zu einem beſonderen Jubeltag zu beſtimmen, der mit Predigten in allen Kirchen und einer Indulgenza plenaria, d. h. vollſtändiger Vergebung aller bis jezt begangenen Sünden, gefeiert werden ſoll; dieſer Vergebung werden diejenigen theilhaftig die ſich in gewiſſe Bedingungen fügen welche in den Kirchen bekannt gemacht worden ſind. Die pompöſe Proclamation ſchließt mit einem ausführlichen Speiſezettel und ſagt was man über die Faſtenzeit eſſen darf und was nicht. Alle Vermiſchungen von Fleiſchſpeiſen und Fiſchen in einem und demſelben Gericht ſind ſtreng verboten. Aber Fleiſchbrühe darf zu gleicher Zeit mit Fiſchen gegeben werden, in Fällen wo ſtärkende Nahrung erforderlich iſt. An gewiſſen Tagen darf man Eier, wie auch beſondere Stücke Schweinefleiſch eſſen, ja ſogar einen kleinen Mittagsimbiß nehmen. Aber Reſtaurants und Conditoren ſind mit ſchwerer Strafe

bedroht, wenn sie an besonderen Wochentagen ohne Erlaubniß Eier und Milchspeisen serviren. Doch ist sämmtlichen Einwohnern Roms, mit Ausnahme gewisser Wochentage, ausdrücklich erlaubt während der Fastenzeit Fleisch wie auch geschmälzte und gewürzte Speisen zu essen. Dem Cardinalvicar der diesen sehr langen Speisezettel entwarf, waren wahrscheinlich die Worte Pauli nicht gegenwärtig, daß Nichts verworfen werden soll was mit Danksagung und Gebet empfangen wird — und ebenso der schöne Ausspruch des heiligen Augustin: „Liebe Gott und thue was du willst."

20. Februar.

Soirée bei Grants, sehr elegant und unterhaltend. Grants gehören zu den wenigen Fremden dahier die auch die römische Gesellschaft in ihrem Hause sehen. Dieß war ein großer Empfang, und unter den Gästen aus verschiedenen Nationen befanden sich einige pittoreske Gestalten. In vorderster Reihe nenne ich den Cardinal Antonelli und einen jüngeren sehr hübschen Monsignore. Antonelli scheint nicht älter als vierzig Jahre zu sein — er hat ein stark markirtes Gesicht von echt italienischem Character, hübsch, dunkle Augen mit durchdringendem Blick, düster oder leuchtend je nach dem Gefühl das sie ausdrücken, Augen die, scheint mirs, gefährlich werden könnten für solche auf die ihr Blick in Liebe gerichtet wäre. Das Gesicht ist blaß, die Züge regelmäßig, sogar schön, alle mit Ausnahme des Mundes, welcher groß ist, mit großen Zähnen und im Sprechen durchaus keinen angenehmen Eindruck macht.

Dagegen hat seine Physionomie einen gebietenden Ausdruck. Starkes, dunkelbraunes Haar ragt unter der rothen Müze hervor und fällt in wallenden Locken über die bleichen Wangen. Die ganze Erscheinung ist pittoresk, artistisch ansprechend, und diese Wirkung wird durch das Costüm, die rothen Cardinalsstrümpfe, die breiten silbernen Schnallen, den kurzen seidenen Mantel und die rothe Müze bedeutend erhöht. Alles in seinem Benehmen verräth Selbstgefühl und die Ungezwungenheit eines vollendeten Weltmannes. Bei Damen ist er elegant und einschmeichelnd. Ich hatte ein kurzes Gespräch mit ihm. Wir kamen, ich erinnere mich nimmer aus welchem Grund, auf Erfahrung zu reden. Antonelli sagte, sie sei ein großer Vortheil. Ich dachte, dieser Vortheil habe keinen besonders guten Ruf, und ich wollte ihn eben um eine nähere Erklärung fragen, allein wir wurden durch die Musik unterbrochen, und ich verschiebe meine Frage auf ein andermal. Grants, die mit Antonelli sehr befreundet sind, wollen mich in seine werthvolle Mineraliensammlung führen, die er den Fremden gerne zeigt. Eine weit werthvollere Sammlung, nämlich von Juwelenringen, wird nur wenigen Auserwählten gezeigt.

Unter den Herzoginnen, Gräfinnen, Ladies u. s. w. waren einige sehr kostspielige und schöne Toiletten zu bemerken, von denen man aber beinahe befürchten konnte, sie möchten den Trägerinnen von den Schultern fallen. Ich finde diesen Styl unschön. Gleichwohl waren auch einige sehr originelle, aber anständige Costüme da, und zwei junge Mädchen waren sehr hübsch. Die hübscheste von allen war unsere

reizende Wirthin. Ein junger italienischer Maëstro sang „wie tausend Teufel," um mich eines Sergel-schen Ausdrucks zu bedienen; ein Anderer sang schmachtende Liedchen, aber ohne Wahrheit und Natur. Zwei englische Ladies, Mutter und Tochter, trugen einige sentimentale Lieder von Thomas Moore schön vor, und endlich gab unsere Wirthin, die ein durch-gebildetes musicalisches Talent ist, ein deutsches Volks-lied zum Besten, das sie mit seiner ganzen Frische und Gluth vortrefflich sang. Es war einen Augen-blick als ob wahre Waldluft durch den Saal wehte. Monsignore L. war entzückt über die Musik, legte die Hand auf seine Brust und lauschte den begeister-ten Tönen. Er erzählte mir viel von seinem Vater-land Calabrien und machte mir interessante Mittheil-ungen über die religiösen Orden und Brüderschaften in Rom.

Dreizehnte Station.

Trinita di Monte. Bekehrung. Audienz bei dem Pabste. Etwas über den Pabst und St. Petrus. Die Großfürstin Helena. Vier Cardinäle. Bekehrung einer Nonne. Fasten-predigten. Der Carmelitermönch. Pater Marie Louis. Fahrt nach Frascati und Tivoli. Die heilige Woche. Eine Ab-schwörung. Fest und Gefahr. Einsame Andachtsübungen. Sacré coeur. Bekehrungskampf im Uebeln und im Guten. Abermals eine Abschwörung. Auszug auf das Capitol. Neues Leben. Kleine Entdeckungen und Erfahrungen. Die catholische Kirche im Monat Mai. Mein Resumé. Abreise von Rom.

Rom, 25. Februar.

Neben der Piazza di Spagna steht auf ihrer hohen hölzernen Terrasse die stattliche Kirche Trinita

di Monte. Dicht daran befindet sich ein Kloster wo die Nonnen vom Orden Sacré coeur ein Erziehungsinstitut für Mädchen haben. Vornehme Equipagen mit Livreedienern fahren oft an seinem Thore vor, ein Beweis daß diese Mädchen hochadeligen oder wohlhabenden, italienischen oder fremden Familien angehören. Zur Vesperzeit geht man dahin um die Nonnen von der Orgel herab singen zu hören. Es tönt wie Engelgesang. Im Chor sieht man Schaaren von jungen Schülerinnen langsam abgemessenen Schrittes einhergehen; ihre langen weißen Schleier geben ihnen etwas Geisterhaftes. Eines Tags nahm mich Frau von M. zu einem Besuch im Kloster mit. Wir wurden von einer großen hübschen Nonne, noch jung, mit heiterem, lebhaftem Gesicht und geläufiger Zunge, empfangen. Sie sprach französisch und fragte ob ich Catholikin sei.

„Nein," antwortete ich.

„Noch nicht," fügte meine Landsmännin freundlich hinzu.

„Wirklich? Aber Sie müssen es werden," rief lebhaft die Nonne. „Sie müssen hier bei uns Ihre Retraite halten und ernstlich darüber nachdenken."

Ich lächelte und schüttelte den Kopf.

Wir gingen durch diejenigen Theile des Klosters die den Fremden offen stehen; durch seinen schönen Garten und die Kirche. Die Nonne sprach viel und interessirte mich durch ihre Lebhaftigkeit und Offenheit. Im Laufe des Gesprächs wurde erzählt daß zwei junge Engländerinnen, Schwestern, die vor einigen Monaten zur Vollendung ihrer Erziehung als

stolze und entschiedene Protestantinnen in die Klosterschule gekommen, durch Schwester — (die große Nonne) zur catholischen Kirche bekehrt worden seien und demnächst öffentlich ihren Glauben wechseln würden, obschon sie auf dringendes Bitten ihrer in der Ferne wohnenden Eltern jezt von dem englischen protestantischen Pfarrer in Rom Unterricht erhielten, und dieser Alles aufböte um den catholischen Einfluß zu nichte zu machen. Schwester — lachte darüber. Sie war ihrer Sache ganz gewiß. In einem der Sprechzimmer sahen wir einen großen schwarzgekleideten Mann und ein hübsches junges Mädchen in ernstem Gespräch beisammen sizen. Dieß waren der protestantische Geistliche und eine der jungen Ladies mit den catholischen Neigungen.

Die große Nonne kam häufig auf kirchliche Streitfragen zurück, denn sie gehörte augenscheinlich der streitbaren Kirche an. So mußte ich abermals hören daß ich mich nicht zur christlichen Kirche zählen dürfe.

Ich sagte wieder: „Ich will den Pabst fragen; ich bin überzeugt daß er toleranter ist als Sie.“

Ihre lezten Worte waren: „Kommen Sie zu uns. Halten Sie hier Ihre Andachtsübungen, so werden Sie bald über viele Gegenstände anders denken lernen.“

„Es wird mir ein großes Vergnügen machen über einige Dinge mit Ihnen zu reden, wenn Sie es erlauben wollen,“ antwortete ich; „Ihren Vorschlag in Bezug auf Andachtsübungen will ich mir überlegen. Aber was meine Bekehrung betrifft, so wird Sie Ihnen nicht gelingen.“

„So dachten auch die jungen Engländerinnen," erwiderte sie lachend.

Wir schieden in bester Freundschaft. Frau von M. sagte mir, diese Nonne sei durch ihr Talent zur Protestantenbekehrung berühmt; sie habe, theils in Frankreich, theils in Rom, wenigstens sechzig Personen für die catholische Kirche gewonnen.

Ich hatte jezt schon so oft gesagt ich wolle den Pabst fragen, daß ich selbst neugierig wurde wie etwa seine Antwort ausfallen möchte, und ich beschloß daher aus meinem Scherz Ernst zu machen. Ich hatte Pius IX. immer für einen außerordentlich freisinnigen Catholiken gehalten, und seine freundliche Erscheinung, sowie seine liberalen Sympathien wozu er sich bei seiner Thronbesteigung bekannt, hatten ihm mein Herz gewonnen. Aus diesen und andern Gründen hätte ich gerne eine Gelegenheit bekommen ihn näher zu betrachten.

Ich ließ meine Bitte um eine Audienz durch unsern freundlichen, stets wohlwollenden und gefälligen scandinavischen Consul, den Cavaliere Bravo, gehen. Und zwei Tage später, früh am Morgen, erhielt ich eine Aufforderung noch am selben Tag in den Vatican zu kommen. Das gedruckte Schreiben worin dieß mitgetheilt wurde, enthielt auch Anweisungen in Betreff der vorgeschriebenen Toilette — nämlich ein schwarzseidenes Kleid mit Schleier.

Demgemäß erschien ich lezten Sonntag, Mittags vier Uhr, in den Sälen des Vaticans, wo ich von einem jungen Pagen in scharlachrothem seidenem Rock eingeführt wurde. In einem geräumigen, mit zwei großen Gemälden geschmückten Gemach saßen

mehrere Herren und Damen die ebenfalls um Audienzen gebeten hatten, ihrer Vorladung gewärtig. Der Pabst ertheilt Sonntags Nachmittags besonders Damen Audienz, die sich jedoch von ihren Männern oder Söhnen begleiten lassen dürfen. Wir warteten ungefähr eine Stunde. Ich betrachtete die zwei großen Gemälde die zwei ganze Wände des Zimmers einnahmen. Sie waren von mittlerem Kunstwerth und stellten die Offenbarung der unbefleckten Jungfrau vor Pius IX., sowie seine feierliche Verkündigung dieses Dogma in der St. Peterskirche dar.

Die wartenden Personen wurden nach der Reihenfolge ihrer Ankunft zum Pabst hineingerufen. Sie gingen zu zwei oder drei zugleich. Ich wurde beordert allein zu erscheinen, wie ich gekommen war.

Ehe ich in das Zimmer des Pabstes gelangte, mußte ich noch eine kleine Weile in einem wohlbeleuchteten Corridor warten, wo zwei Cardinäle mich höflich in Empfang nahmen. Der ältere, aber ein noch junger, hübscher und sehr schlanker Herr von ganz weltlichem Aussehen unter der geistlichen Kutte und Müze (Monsignor von Merode), sprach von meinen Schriften, die er erst in der lezten Zeit aus einer Critik im Constitutionnel kennen gelernt habe.

Er fragte ob ich Catholikin sei.

Ich antwortete: „Nein.“

„O dann müssen Sie's werden. Sie müssen sich bekehren lassen; Sie dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben! Eine Dame wie Sie“ — u. s. w.

Er wurde durch die Aufforderung zum Pabste zu kommen unterbrochen. Monsignor von Merode be=

gleitete mich bis an die Thüre, wo er niederkniete und mich mit Sr. Heiligkeit allein ließ.

Ich sah in der Tiefe eines länglichen, hellen und sehr einfach möblirten Zimmers einen Mann von kräftiger, aber hübscher Figur, in langem weißem Gewand, mit Scharlachaufschlägen und einer Müze auf dem Kopf an einem Schreibtische stehen. Ich machte eine tiefe Verbeugung an der Thüre, eine andere in der Mitte des Zimmers, als ich dem Winke des Pabstes vorzutreten Gehorsam leistete, und noch eine dritte, als ich in seine Nähe kam und mich in Folge einer freundlichen Aufforderung auf denselben kleinen Teppich mit ihm stellte. (Personen die nicht vor dem Pabst niederknieen, sind nämlich durch das Ceremoniell verbunden drei Verbeugungen zu machen.)

Die Bilder vom Pabste sind im Allgemeinen ähnlich; aber sein volles, kurzes und breites Gesicht drückt, in der Nähe gesehen, bei weitem weniger Güte und bei weitem mehr Eigenwillen und Character aus als in den Porträts liegt. Der Blick des blauen Auges ist lebhaft, aber nicht tief, und es mangelt ihm an Ernst. Gesichtsfarbe und Aussehen im Allgemeinen lassen auf die beste Gesundheit, einen guten Appetit und einen guten Koch schließen.

Er warf seinen Blick auf ein beschriebenes Papier das er in seiner Hand hielt, und nachdem er mich über mein Vaterland und über meinen Wohnort gefragt hatte, fügte er hinzu: „Sie haben Etwas geschrieben?"

Ich. — Ja, Ew. Heiligkeit, Novellen aus dem häuslichen Leben, oder eigentlich Lebensschilderungen, aber in Novellenform.

Der Pabst. — Aber Sie sind Catholikin?

Ich. — Nein, Ew. Heiligkeit, keine römische Catholikin.

Der Pabst. — Dann müssen Sie eine werden; es gibt außerhalb der catholischen Kirche keine Vollständigkeit oder Folgerichtigkeit.

Ich. — Wollen Ew. Heiligkeit mir eine Frage erlauben?

Der Pabst. — Ja, fragen Sie.

Ich. — Ich liebe von ganzem Herzen unsern Herrn und Meister Jesum Christum. Ich glaube an seine Gottheit, ich glaube an seine erlösende Thätigkeit für mich und die ganze Welt, ich will ihm allein gehorchen und dienen. Werden Ew. Heiligkeit mich nicht als eine Christin anerkennen?

Der Pabst. — Als eine Christin? Ganz gewiß! Aber —

Ich. — Und als ein Mitglied der Kirche Christi?

Der Pabst. — J—a, in einem gewissen Sinn — aber — aber dann muß man auch Alles was diese Kirche sagt und gebietet als wahr erkennen. Inzwischen dürfen Sie nicht glauben daß der Pabst alle diejenigen zur Hölle schicke welche die Unfehlbarkeit der catholischen Kirche nicht anerkennen. Nein, ich glaube daß viele Personen von andern Confessionen selig werden können, wenn sie dem Glauben gemäß leben den sie bekennen. Ich halte dieß für ganz gewiß.

Ich. — Es freut mich unendlich dieß von Ew.

Heiligkeit zu vernehmen. Ich habe stets die frohe Hoffnung gehegt in Ew. Heiligkeit einen gerechteren Richter bei diesen Fragen zu finden als in vielen andern Catholiken, welche sagen: Du bist kein Christ, Du kannst nicht selig werden wenn Du nicht in allen Beziehungen so glaubst wie wir und unsere Kirche.

Der Pabst. — Diese Leute haben Unrecht. Aber Sie sehen, meine Tochter, die Leute sollen auch im Stande sein Rechenschaft von ihrem christlichen Glauben zu geben — sie sollten nicht bloß an das Allgemeine, sondern auch an die einzelnen Theile einer Lehre glauben. Es ist schon etwas an die zweite Person der Gottheit und ihre Menschwerdung zu glauben; aber es ist nothwendig auch an die Einrichtung zu glauben die Er auf Erden gestiftet hat, sonst kann kein wahrer Glaube an Ihn stattfinden. Deßwegen muß man auch an den Pabst glauben. Der Pabst ist der Vertreter Christi auf Erden. In Schweden glaubt man nicht an Christum und seine Kirche. Dort herrscht die äußerste Unduldsamkeit gegen alle Andersdenkenden. Der König hat sich zweimal bemüht Religionsfreiheit einzuführen, aber man wollte nicht.

Ich. — Ich weiß es, Ew. Heiligkeit; aber Schweden hatte in frühern Zeiten viel von Catholiken im Lande zu leiden, und alte Geseze aus dieser Veranlassung sind noch immer in Kraft. Aber es wird hoffentlich nicht mehr lange so sein. Meine Landsleute werden auf die Wahrheit und die Macht des Christenthums vertrauen lernen.

Der Pabst. — Ihre regierende Königin ist Catholikin.

Ich. — Ja, Ew. Heiligkeit, und die edelste der Frauen. Sie ist ein Vorbild ihres Geschlechtes, eine Zierde des Thrones.

Der Pabst. — Alle christlichen Völker und Fürsten sollten an den Pabst glauben und ihm gehorchen. Wenn sie es nicht thun, so kommt dieß bloß von Stolz und weltlichem Sinn her. So sind Staatskirchen entstanden. Der Kaiser von Rußland will den Pabst nicht anerkennen, weil er selbst Pabst zu sein wünscht; die Königin Victoria will den Pabst nicht anerkennen, weil sie selbst Päbstin zu sein wünscht; und so geht es in jedem Lande wo eine Staatskirche ist. Der Glaube an den Pabst, als das Haupt der christlichen Kirche, ist das allein Vernünftige und Folgerichtige, er allein führt zur Einheit und Klarheit. Die Kirche ist eine Organisation — eine repräsentative Monarchie mit ihrem Oberhaupt — ein geistiger Staat. Wenn man in einem Staat dem Oberhaupt nicht gehorchen will, so kann weder Klarheit noch Ordnung stattfinden — alles geräth in Verwirrung.

Ich. — Wir glauben an Jesum Christum und erkennen ihn allein als Haupt der christlichen Kirche an.

Der Pabst. — Aber Jesus Christus ist im Himmel und muß auf Erden einen Vertreter haben. Diesen hat er, im ersten Fall, in der Person des Apostels Petrus bestimmt mit den Worten — Sie verstehen lateinisch?

Ich. — Sehr wenig, Ew. Heiligkeit. Ich habe es erst in lezter Zeit zu lernen angefangen.

Der Pabst. — Sehr gut, dann werden Sie

die Worte verstehen: „Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferni non praevalebunt adversus eam. Et tibi dabo claves coelorum.“ Diese Würde und diese Macht vererbten sich von Petrus auf jeden Pabst der ihm nachfolgte, von der frühesten Periode der Kirche an bis auf den unwürdigen Menschen der jezt vor Ihnen steht. Dieß ist der Glaube und die Lehre der Kirche.

Ich. — Wir in unserer Kirche legen die Worte des Erlösers anders aus. Wir sind der Ansicht daß Er unter Petrus den Felsenmann verstand, und daß das Bekenntniß Petri: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes,“ der Fels war auf welchen Christus seine Kirche bauen wollte, der die Mächte der Hölle Nichts anhaben könnten. Wir glauben daß Christus allen seinen Aposteln so gut wie Petrus den Schlüssel hinterließ mit der Macht zu binden und zu lösen, und daß jeder aufrichtige Christ, sei er nun der Pabst in Rom oder ein armer Fischer an unserer eigenen Küste, an dieser Kirche des Felsen und an ihren Vorrechten Theil hat.

Der Pabst. — Aber Sie haben weder Beichte noch Absolution. Sie glauben nicht an die Messe, nicht an die heiligen Sacramente, nicht an die Dinge und Ordnungen welche die Kirche Christi festsezt. Wer das Eine glaubt, muß an Alles glauben. Es ist nur Ein Gott im Himmel und nur Eine Kirche auf Erden, in welcher Er lebt durch seinen Vertreter und durch die Anordnungen die derselbe festgesezt hat. Dieß müssen Sie begreifen, und um eine vollkommene Christin zu werden, dürfen Sie nicht auf

halbem Weg stehen bleiben, sondern müssen ein offenes Bekenntniß ablegen.

Ich. — Die Liebe des Herrn Jesu und das Leben nach seinen Geboten sind unserm Glauben zufolge die wesentlichen Erfordernisse des Christen.

Der Pabst. — Sehr gut. Ich will Ihnen etwas sagen. Beten Sie! Beten Sie zum Herrn um Licht, um Gnade die Wahrheit zu erkennen; denn dieß ist das einzige Mittel zu ihr zu gelangen. Controversen führen zu Nichts; in ihnen kommen nur Stolz und Eigenliebe zu Tag. Bei Controversen will man nur mit seinen Kenntnissen und seinem Scharfsinn prangen, und hernach bleibt jeder bei seinen alten Ansichten. Das Gebet allein gibt Licht und Kraft zur Erwerbung der Gnade. Beten Sie jeden Tag; beten Sie jeden Abend vor Schlafengehen, und ich hoffe daß Gnade und Licht Ihnen verliehen werden. Denn Gott will daß wir uns demüthigen sollen, und er verleiht seine Gnade den Demüthigen. Und nun möge Gott Sie segnen und behüten für Zeit und Ewigkeit!

Diese rein priesterliche und väterliche Ermahnung wurde so schön und mit solcher Innigkeit ausgesprochen, daß sie mir zu Herzen ging — und demüthig und von ganzem Herzen drückte ich die väterliche Hand die sich mir entgegenstreckte. Daß es die Hand des Pabstes war, belästigte mich nicht im Mindesten; denn in diesem Augenblick war er für mich wirklich der Vertreter des Meisters der in Leben und Lehre Demuth predigte, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott, und der die Menschen zu ihm beten lehrte. Die Worte des Pabstes waren

vollkommen wahr und evangelisch. Ich dankte ihm von ganzem Herzen und entfernte mich zufriedener mit ihm als mit mir selbst. Ich hatte in meinem protestantischen Stolz vor ihm gestanden; er hatte geduldig gehört, gütig geantwortet und mich schließlich nicht mit päbstlichem Hochmuth, sondern als wahrer Lehrer des Evangeliums ermahnt. Ich schied von ihm mit mehr Demuth des Geistes als ich mitgebracht hatte.

Der Pabst unterhielt sich mit mir auf französisch, was er leicht und vollkommen richtig redete. Seine Art zu sprechen ist lebhaft und natürlich, wie bei einem Manne der sich in der Unterhaltung ohne allen Zwang gehen läßt.

Im äußern Gemach oder Corridor, einem langen Saale mit vielen Fenstern, wurde ich von Monsignor von Merode empfangen.

„Sie haben eine lange Besprechung mit dem Pabste gehabt," bemerkte er.

Ich. — Seine Heiligkeit hatte die Güte mir einige Fragen zu beantworten.

Herr v. M. — Sie bleiben noch in Rom? Sie sollten immer hier wohnen. Sie müssen sich bekehren lassen und Catholikin werden; es kann nicht anders sein: eine Dame wie Sie darf nicht als Kezerin sterben.

Ich. — Ei ich bin keine Kezerin — ich bin eine catholische Christin.

Herr v. M. — Aber keine römische Catholikin.

Ich. — Nein; ich betrachte mich als eine bessere Catholikin als wenn ich das wäre; ich erkenne als Christen Jedermann der am Leben Christi Theil

hat, und ich frage nicht ob er sich Catholik oder Protestant nennt; ich verehre als Jünger Christi alle diejenigen die in dieser Jüngerschaft groß werden: St. Vincenz von Paula, die heilige Therese, Catarina von Siena, den Pabst selbst, ebensowohl als die Männer und Frauen welche die Zierden der protestantischen Kirche sind. Ich betrachte sie alle als Mitglieder der allgemeinen Kirche, welcher auch ich durch die Gnade Gottes angehöre. Sie sehen also, Monsignor, daß ich catholischer bin, als Sie selbst.

Bei dieser Tirade, welche ich stehend oder vielmehr im Hinausgehen sprach, schien Monsignor von Merode nicht recht zu wissen was er antworten sollte; aber er sah nicht vollkommen zufrieden aus und sagte endlich:

„Ich sehe wenigstens daß sie auf dem rechten Wege sind Catholikin zu werden; und ich hoffe Sie werden dieß immer mehr und in Wirklichkeit werden."

Ich. — Ich hoffe es ebenfalls.

Herr v. M. — Ah! Wirklich?

Ich. — Ja; aber wir verstehen die Sache nicht auf die gleiche Weise. Der Pabst ist in dieser Frage weniger ausschließlich als ihr andern Catholiken.

Herr v. M. — Wie so? Wir andern Catholiken! Und in Schweden? Wie liberal ist man dort? Dort sind die Leute ganz besonders ausschließlich und intolerant.

Ich. — Vielleicht wäre man liberaler, Monsignor, wenn die Catholiken weniger ausschließlich wären.

Herr v. M. — Ich hoffe, Schweden wird eines Tages ausschließlich werden im catholischen Sinn.

„Das hoffe ich nicht," erwiderte ich lächelnd, indem ich eine Bewegung machte um mich zu verabschieden.

„Kann ich Ihnen in irgend einer Weise nüzlich sein?" fragte der höfliche Cardinal; „darf ich Ihnen einige Overbeck'sche Gemälde über Gegenstände der Via crucis zeigen?"

Und der gefällige Monsignor führte mich in eines der Vorzimmer, wo diese Gemälde waren; er wurde jedoch bald wieder zu dem Pabste beordert, um ihm drei Damen mit einer ganzen Ladung von Rosenkränzen, Kreuzen und Heiligenbildern, die vom Pabste gesegnet werden sollten, vorzustellen.

Ich ging nun in die St. Peterskirche, welche eben jezt aufs herrlichste von der untergehenden Sonne beleuchtet wurde, deren Licht durch die feuerfarbigen Fenster des Gitterchors hereinströmte.

Ich traf da den deutschen Grafen Bremer, der mir zugab daß diese Kirche mehr ein päbstlicher als ein christlicher Tempel sei, weil sich darin überall nur die Macht und Herrlichkeit des Pabstthums und der Päbste abspiegele. Selbst die prachtvolle Kuppel über dem Grabe des St. Peter gleicht einer riesigen päbstlichen Tiara.

Diese Kuppel ist das lezte große Werk Michel Angelo's und ein schönes Denkmal, nicht bloß seines Genies, sondern auch seines hochsinnigen Characters. Er übernahm die Leitung dieses Werkes in seinem hohen Alter und auf den dringenden Wunsch des Pabstes Leo X. Er vollführte es unter vielen

Kämpfen und Anfeindungen von Seiten neidischer Künstler, unter Schwierigkeiten und Drangsalen aller Art, wie aus seinen Privatbriefen hervorgeht. Er wollte durch diese Kuppel, wie er sagt, ein Pantheon auf die Spize St. Peters stellen, den größten heidnischen Tempel Roms (das Pantheon Agrippa's) zu einer Zierde der christlichen Kirche machen; er wollte einen Tempel errichten, der schon aus weiter Ferne Fremden und Pilgern verkünden sollte daß sie in die Nähe Roms kämen, der Hauptstadt der christlichen Religion.

Der Pabst bot ihm hundert Ducaten monatlich als Director dieses Riesenwerkes, aber Michel Angelo schlug jede Belohnung aus, und wünschte nichts anderes als das Zeugniß seines eigenen Herzens, daß er lediglich für den Ruhm und die Ehre des Höchsten gearbeitet habe.

Unter den hundertjährigen Denkmälern im Seitenflügel am Eingangsthore und nicht weit davon befindet sich das Monument der schwedischen Königin Christine, ein nicht gerade ausgezeichnetes Denkmal für einen merkwürdigen, aber nicht schönen Character. Oben ist ein ehernes Medaillon im Profil, unten ein Basrelief in weißem Marmor, die Abschwörung des Glaubens ihres großen Vaters und ihren Uebertritt zur catholischen Kirche darstellend.

In kurzer Entfernung auf derselben Seite steht als schöner Contrast das Denkmal einer andern weiblichen Celebrität, der Mathilde, „der großen Mathilde," der töchterlichen Freundin Gregors VII., der dadurch daß ihm die Gräfin ihre Erblande schenkte die weltliche Gewalt des Kirchenstaats begründete.

Das von Bernini ausgeführte Denkmal stellt sie als eine junge Frau dar, holdselig und lieblich, wie eine Göttin der Jugend; mit dem einen Arm umfaßt sie schüzend die päbstliche Tiara und die päbstlichen Schlüssel; mit dem andern erhebt sie ein gezogenes Schwert. Dieses Denkmal zeugt in allen seinen Theilen von einer heitern harmonischen Schönheit, und die Erinnerungen die es hervorruft gehören ebenfalls zu den liebenswürdigsten und eigenthümlichsten Stellen der Weltgeschichte, denn Niemand kann an diese Mathilde denken, ohne zugleich an Gregor VII. zu denken, das Haupt und den Helden des Pabstthums, den willkührlichsten und unbeugsamsten, aber auch in Bezug auf sittlichen Adel und Willenskraft vielleicht erhabensten unter allen Päbsten nach Gregor dem Großen. Ich gestehe daß es für mich keinen stärkeren Beweis von sittlicher Größe gibt, als die fromme Anhänglichkeit womit dieser gänzlich unscheinbare Mann eine mit Glücksgütern und geistigen Gaben aufs Reichste ausgestattete schöne junge Dame, die Erbin der schönsten Länder Italiens, zu begeistern vermochte. Ihm zu Liebe verwarf sie alle Heirathsanträge, ihm zu Liebe wurde sie eine Heldin, zog das Schwert, lenkte mehr als eine Schlacht und gab das Signal zum Kampfe; sanft und bittend stand sie an seiner Seite, wenn die päbstliche Strenge zu weit ging, in dem Wunsche den Widerspenstigen zu beugen und zu demüthigen; so bat sie für den Kaiser Heinrich IV., als Gregor ihn zwang barfüßig, im Hemde, vor der Kirchenthüre mitten im Winter Buße zu thun; sie stand tröstend und aufrichtend an seiner Seite, als Gregor vom Geist der Rache an-

gegriffen wurde, den seine feste, aber unbeugsame Strenge hervorgerufen hatte. Sie opferte seiner Idee, nämlich der äußern Herrschaft und Souveränetät der Kirche, die Macht und die Länder die sie geerbt und mit Ehren behauptet hatte. Die unumschränkte Herrscherin machte sich freiwillig zu einer Dienerin des geistlichen Fürsten, und ihr ganzes Leben war dem Gegenstande geweiht welchen er ihr vor die Augen gelegt.

Erst nach dem Tode Gregors, als Mathilde ihre feste und hohe Haltung zu verlieren schien, erst nachdem ihr väterlicher Freund und Berather nicht mehr da war, hörte sie auf einen Heirathsantrag und vermählte sich, obwohl schon vierzig Jahre alt, mit einem ganz jungen Prinzen der ihre Hand nachgesucht hatte, weil er sie im Besitz ihrer Erblande glaubte. Ich weiß nicht ob eine gute Lebensbeschreibung von dieser Mathilde vorhanden ist, aber gewiß bleibt daß sie unter den denkwürdigsten und interessantesten weiblichen Characteren Italiens aufgezählt zu werden verdient.

In Betrachtung ihres Denkmals sowie vieler anderer prächtigen Monumente von Päbsten versunken, verweilte ich in St. Peter, bis die Dämmerung die Sonnenstrahlen löschte, die sich langsam und wie mit Widerstreben von der Kirche zurückzogen, deren schöne Bauwerke und Gemälde sie zulezt mit liebkosendem Licht beglänzten. Die Finsterniß schlich sich ein und umhüllte Alles mit tiefem Dunkel — doch nein, nicht Alles, denn je finsterer es wurde, um so stärker schimmerte ein Kreis strahlender Lichter rings um das Grab von Peter und Paul. Eine Anzahl stiller

Peter lag wie gewöhnlich auf ihren Knien um dasselbe. Diese Peterschaar und über ihnen die riesige Rotunde Michel Angelo's sind die schönsten Denkmäler der St. Peterskirche.

Ich behalte von meiner Besprechung mit dem Pabste den Eindruck im Gedächtniß, daß er ursprünglich ein freisinniger Mann ist, aber sich durch das künstliche Institut und das ceremoniöse Leben des Pabstthums so zu sagen gänzlich cristallisirt hat, so daß sein inneres ursprüngliches Leben gelöscht worden ist, daß er in dieser Form fortfahren und seine frühere christliche Identität nicht mehr sehen wird, aus Furcht in beständigen Widerstreit mit seinem gegenwärtigen Rang und seiner ganzen Umgebung zu gerathen. Er wird an die göttliche Einrichtung des Pabstthums glauben, weil er Pabst ist, und weil die römisch-catholische Christenheit im Pabst einen Mittelpunkt haben und ihn als solchen für jezt auf seinem weltlichen Throne schüzen will. Er glaubt daß es nicht anders sein kann, und er wird glauben daß es durchaus so sein müsse. Offenbar sieht er keine andere Einheit und Regel als die mechanische. Die Catholiken im Allgemeinen erblicken keine andere, und was noch schlimmer ist, auch viele Protestanten. Aber die lezteren haben einen verschiedenen Schwerpunkt.

Nun wohl! Lassen wir sie stehen, diese mechanische Einheit und Ordnung, bis ihr geistiges Leben stark genug wird um die fesselnde Hülle zu sprengen, und bis es, gleich dem Weltbaum, ein neuer Ygdrasil, hoch und schön emporwächst, ein Lebensbaum für alle Völker unter Gottes freiem Himmel.

Die Völker müssen an den Pabst glauben! Ich kann diese Worte nicht vergessen. Sie wurden mit solcher Entschiedenheit, mit solcher Ueberzeugungsinnigkeit vom Pabste selbst ausgesprochen, daß sie jezt in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienen. Und das will ich thun, nicht als protestantische, sondern als catholische Christin, und deßhalb will ich noch einmal den Pabst fragen, nicht Pius IX., sondern einen größeren als er, ja den größten und edelsten der den bischöflichen Stuhl eingenommen hat, ihn welchen die catholische Christenheit als Gregor VII. bezeichnet; ich will ihn fragen ob alle Welt an den Pabst glauben muß, als den unfehlbaren Gesezgeber und Richter in geistlichen Fragen, in Fragen über das was man glauben und lehren soll. Und ich will mich nicht durch Monsignor von Merode, sondern durch den gelehrten und wahrheitsliebenden Geschichtsschreiber August Neander bei ihm einführen lassen.

Mächtig verschieden von der gegenwärtigen war die römische Seelenpflege zur Zeit als Gregor I. — der Große — ihr Oberhaupt wurde. All die zunehmenden Gemeinden der Christenheit in Asien, Africa und Europa sammelten sich unter seiner Obhut: er bewachte ihre geistlichen Hirten, er beherrschte und ordnete die weltlichen Angelegenheiten der gemeinsamen Kirche, er bestellte und verschickte Lehrer im Süden und im Osten, er sandte nach Nordbritannien den Abt Augustin, im Jahr 596, mit verschiedenen andern frommen Männern, um dem Volk die Gnadengaben des Evangeliums mitzutheilen [1].

[1] Eines Tages, als Gregor noch in einem römischen Kloster war und auf einem der Märkte in der Stadt unter

Alle Lehrer und Mitglieder der Christenheit schauten zu ihm als dem Lehrer und Priester, als dem weltlichen Haupte der Kirche empor. Seine Ansichten jedoch von seiner Würde und seinem Rang als römischer Bischof und Vater (papa) waren sehr verschieden von denjenigen die ich aus dem Munde seines lezten Nachfolgers vernommen habe. Doch ich will Neander darüber sprechen lassen, nach den Urkunden welche e r studirt hat, aber ich nicht.

„Gregor war beseelt von der Ueberzeugung daß ihm als dem Nachfolger des Apostels Petrus die Sorge für die ganze Kirche und die höchste Leitung derselben zukomme, und er glaubte dieses auch auf die griechische Kirche ausdehnen zu können — — — Obgleich er übrigens der römischen Kirche ein oberrichterliches Ansehen im Verhältnisse zu allen übrigen beilegte, so war er doch fern davon die unabhängige bischöfliche Würde Anderer zu läugnen oder kränken zu wollen. Da der Patriarch Eulogius von Alexandria, wie die Griechen in der Sprache der Complimente die Worte nicht sorgfältig abzuwägen pflegten, sich in einem an ihn gerichteten Briefe des Aus-

---

den kaufenden und verkaufenden Leuten umherging, wurde seine Aufmerksamkeit auf einige junge Leute von edlem Ansehen gelenkt, die als Sclaven feilgeboten wurden. Er fragte nach ihrer Nationalität und erfuhr mit großer Betrübniß daß dieses von Natur so ausgezeichnete Volk bis jezt gänzlich der höhern Gnadengaben ermangle. Später als er Bischof von Rom geworden, kaufte Gregor alle angelsächsischen Jünglinge frei, ließ sie im Christenthum unterweisen, und ruhte nicht bevor er sie sammt und sonders ins Leben und in die Lehren desselben eingeweiht hatte.

drucks: „wie ihr befohlen," bedient hatte, so bat ihn Gregor ein solches Wort immer fern zu halten, „denn ich weiß wer ich bin und wer ihr seid, — schrieb er, — ihr seid dem Range nach mein Bruder, eurer Frömmigkeit nach mein Vater. Ich habe euch nicht befohlen, sondern euch nur, was mir nüzlich schien, anzuzeigen gesucht." Ferner hatte er ihn als Papa universalis angeredet, — ein Ehrentitel welchen sich griechische Bischöfe der Hauptstädte in ihrer übertreibungsvollen rhetorischen Sprache, mit den Worten es nicht so genau zu nehmen gewöhnt, öfter beizulegen pflegten; aber Gregor, der den Inhalt des Prädicats genauer erwog, fand denselben anstößig. Er verschmähte einen solchen Ehrentitel, welcher eine Beeinträchtigung der Würde seiner Collegen in sich schließe. „Fern seien die Worte welche die Eitelkeit aufblähen und die Liebe verwunden!" Auf eine merkwürdige Weise spricht sich der christliche Geist Gregors darin aus, wenn er so stark darauf dringt daß dieses allein dem Heilande als dem gemeinsamen unsichtbaren Haupte zukommende Prädicat auf keinen Menschen übertragen würde. „Wahrlich als Paulus hörte daß einige sagten: ich bin Pauli, Andere, ich bin Apollo's, Andere, ich bin Kephä; so rief er, indem er diese Zerreißung des Leibes Christi, vermöge welcher dessen Glieder gleichsam andern Häuptern sich anschloßen, auf das stärkste verabscheute, aus: „Ist Paulus für euch gekreuzigt worden oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft worden?" Wenn er es also nicht dulden wollte daß die Glieder des Leibes des Herrn gleichsam andern Häuptern als Christus, wenn gleich

es auch Apostel waren, theilweise sich unterordnen sollten, was wirst denn du, der du durch den Namen des Allgemeinen alle Glieder Christi dir zu unterwerfen suchst, zu Christus, als dem Haupte der allgemeinen Kirche bei dem lezten Gericht, sagen? Wahrlich was ist Petrus, der Erste der Apostel, anders als ein Glied der heiligen und allgemeinen Kirche, was sind Paulus, Andreas und Johannes anders als Häupter der einzelnen Gemeinden? Und doch bestehen alle als Glieder unter dem Einen Haupte."

So schrieb ein großer römischer Bischof, fünf Jahrhunderte nach dem Apostel Petrus, von der Würde die ihm und seinen Nachfolgern auf dem römischen Bischofssize zukam.

Aber selbst der Rang eines Oberhirten der christlichen Gemeinde, welchen Gregor dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern auf dem römischen Size gestattete, scheint unbegründet, wenn wir die Schicksale der frühesten Kirche in der Apostelgeschichte und die Epistel Petri lesen. Aus diesen Quellen scheint klar hervorzugehen daß die Apostel dem Petrus keine andere Würde zuschrieben als die sie selbst ebenfalls besaßen, und daß Petrus auch für sich selbst keine solche in Anspruch nahm. Dieß ergibt sich ganz klar aus dem fünften Capitel des ersten Briefs Petri. Und wenn dieser Petrus jezt auf der Erde erscheinen könnte, so würde er ganz gewiß gegen seine römischen Vertreter protestiren. Es ist also klar daß die ersten Jünger und Freunde Christi seine Aeußerungen gegen Petrus nicht so verstanden wie die römische Kirche sie erklärt, und daß diese Erklä-

rung auf Umständen beruht welche man nicht im Worte Gottes und in den Schriften die es aufbewahren suchen darf. Bei dem Licht welches die Geschichte und ihre ehrlichen Forscher auf vergangene Jahrhunderte geworfen haben, sind diese Umstände nicht schwer zu enträthseln, und man begreift leicht wie vergeblich der edle Kampf Gregors des Großen gegen die ungerechte Erhebung des Pabstthums zu einer übernatürlichen, Alles beherrschenden, zeitlichen Gewalt sein mußte. Wie diese Gewalt theils in Folge äußerer Nothwendigkeit, theils wegen ihrer innern Weltlichkeit fortwährend zunahm (ist sie ja doch die Macht der alten Schlange im menschlichen Herzen) bis fünf Jahrhunderte nach dem ersten Gregor ein zweiter desselben Namens, ebenfalls groß durch Anlage und Willenskraft, obschon, wie mir scheint, weniger rein, weniger frei von Selbstsucht als der erste, mit festem Glauben und Willen sich selbst als den Vertreter einer Herrschaft betrachten konnte, das ist vortrefflich in folgender Stelle eines Briefes von Gregor VII. dargethan, welchen Johannes Voigt in seiner auch von Catholiken hochgeschätzten Geschichte dieses Pabstes mittheilt:

„Die Kirche muß frei sein vom Einfluß irdischer Menschengewalt; der Altar ist nur für den der unsterblich Petro nachfolgt. Das Herrscherschwert ist unter diesem, ist nur von diesem, weil es eine menschliche Sache ist: der Altar, der Stuhl Petri ist nur unter Gott und nur von Gott. Die Kirche ist jezt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und an weltliche Menschen gekettet ist: ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Men-

schen der Welt gesezt, und nur durch diese sind, was sie sind. Darum sind in den Geweihten Christi, welche die Aufseher der Gemeinde heißen, sündliche Begierden und Leidenschaften; darum streben sie nur nach Irdischem, weil sie an die Welt gebunden, des Irdischen bedürfen; darum ist unter denen, in welchen der Friede Gottes sein soll, Zwist und Hader, Stolz, Habsucht und Neid; darum ist durch sie die Kirche übel bestellt ꝛc.

„Die Religion liegt in schwerem Kampfe: das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort: hier und da der Glaube zertreten. Also die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den Ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Pabst. Der Pabst sizt an Gottes Statt, denn er lenkt sein Reich auf Erden. Ohne den Pabst besteht kein Reich; es zerfällt, wie ein schwankes zerschellendes Schiff. Wie Sachen der Welt Sachen des Kaisers sind, so sind Sachen Gottes Sachen des Pabstes. Also muß dieser die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Ein Anderes ist der Staat, ein Anderes die Kirche. Wie der seligmachende Glaube ein Einziger ist, so ist auch die Kirche eine Einzige, so ist der Pabst, deren Haupt, ein Einziger, so sind deren Glieder, die Diener, die Einen, die Einzigen. Ist nun die Kirche in sich, so muß sie auch sein nur durch sich. Wie nichts Geistiges sichtbar und erscheinlich ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung: so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besiz eines sie sichernden

Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also auch nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen dessen der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Pabst, wie dieser durch Gott. Soll also die Kirche und die Welt wohl stehen, so muß Priesterthum und Königthum einig sein, und nach Einem streben: nach Eintracht und dem Frieden der Welt. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser uns leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Pabst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhls weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Pabst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Pabst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß Alles vor seinen Richterstuhl gelangen: er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl, und gibt Gott Rechenschaft für die Fehler der Menschen. Sie lehrt den Weg des Rechten, sie ist der Finger Gottes. Also der Pabst ist Statthalter Christi und über Allen. Darum ist sein Amt ein hohes, gewichtvolles, schweres Amt. Denn so steht geschrieben: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich

will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und Alles was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.“ Das sprach Christus zu Petrus. Durch Petrus besteht die römische Kirche, also in ihr auch die Gewalt der Schlüssel. Auf Petrus ist die Gemeinde Christi gebaut. Diese Gemeinde ist in Allen, die seinen Namen bekennen, die sich Christen nennen: demnach sind alle einzelnen Gemeinden Glieder der Gemeinde Petri, das ist der römischen Kirche. So ist diese die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter, Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Achtung, Ehrfurcht und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Glied in Allen; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte. Darum und Kraft der Gewalt der Schlüssel kann sie diese ein- und absezen: sie gibt ihnen die Macht nicht für vergänglichen Ruhm, sondern fürs Heil Vieler. Sie müssen daher demüthig gehorchen. Gehen sie auf sündlichem Pfade, so soll die heilige Mutter sie umlenken und zum Bessern wenden: thut sie solches nicht, so sündigt diese durch sie. Wer aber auf sie, diese Mutter, baut, sie pflegt, ihr folgt, sie schüzt, der hat durch sie Schuz und Wohlthat. Welchen Widerstand auch der, welcher an Christi Statt auf Erden sizet, in seinem Werke finden mag, er muß dawider streben, harren und dulden, wie Christus geduldet. Die Welt ist jezt im Argen, das Weltalter ein eisernes, die Kirche in aller Welt in

schwerer Bedrängniß: ihre Diener leben sündlich und müssen sich bessern und bekehren. Vom Haupte der Kirche aus muß die Besserung und Erneuerung gehen; dieses muß allem Bösen Kampf und Vertilgung ankündigen, den Frieden der Welt zu gründen; Allen, die um Recht und Tugend bedrängt sind, beistehen, Verfolgung und Bedrängniß darf es von diesem heiligen Zwecke nicht abführen, vielmehr wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, sie bedrängt, ist kein Kind derselben, ist des Teufels, von ihr auszustoßen, von aller menschlichen Gemeinschaft zu entfernen. Also die Kirche muß frei sein, und Alle in ihr unbescholten und rein; das zu bewirken ist des Pabstes erstes Streben. Und sie wird es sein."

Daß Gregor VII. selbst vollkommen an das Ideal der päbstlichen Macht glaubte die er so beschrieb, geht aus seinem ganzen Leben hervor, das ein unaufhörlicher Kampf für die Verwirklichung dieses Ideales war; man ersieht es aus seinem festen Benehmen bei den Beschimpfungen und Lebensgefahren denen er in Folge desselben mehr als einmal ausgesezt war; endlich aus seinen lezten Worten auf seinem Todtenbett, fern von Rom, wo er den Stuhl Petri gerne zum Mittelpunkt der Welt gemacht hätte.

„Ich habe Rechtschaffenheit geliebt und ungöttliches Wesen gehaßt, darum sterbe ich im Exil."

Ein anwesender Bischof antwortete:

„Herr, Du kannst nicht im Exil sterben, weil Du an der Stelle Christi und der Apostel durch eine göttliche Anordnung die Völker der Erde zu Deinem Erbtheil und die ganze Welt zu Deinem Besize gemacht hast."

Aber diese schönen Worte wurden zu einer Leiche gesprochen. Gregor hörte sie nicht mehr. Er war hingegangen um den Richterspruch Gottes zu vernehmen.

Das System wodurch Gregor VII. die Kirche zu läutern und zu erheben beabsichtigte, und zu dessen Hauptmitteln die Abschneidung der Priesterschaft von der Ehe und dem Familienleben gehörte, wurde von seinen Nachfolgern durchgeführt und erreichte endlich die siegreiche Vollendung welche der starke Wille Gregors und der ungeordnete Zustand der Welt ihm bereitet hatte. Vielleicht gab es kein anderes Mittel um wenigstens äußerlich Ordnung und Einigkeit herzustellen. Vielleicht hatte dieser mächtige Herrschergeist Recht in seiner Anschauung, und sein Unrecht bestand nur darin daß er aus einer bloß zeitlichen Form, aus einer bloß für wenige Jahrhunderte, bloß für eine Zeit der Erziehung und Disciplin für das menschliche Geschlecht passenden Regierungsweise einen normalen Zustand, eine ewige, göttliche Ordnung machen wollte. Sein Bild drückt eine gewisse Beschränktheit des Geistes, aber zugleich die Festigkeit eines unbeugsamen Willens aus. Es macht mir den Eindruck einer Art von geistiger Versteinerung. Der gewaltige Character seines eigenen Geistes und die Schwäche der Welt gaben ihm den Glauben an seine päbstliche Unfehlbarkeit und an die zerstörende Kraft seines Kirchenbannes. Gewiß ist daß unter seinen und seiner Nachfolger wechselnden Bannstrahlen und Segnungen Fürsten und Völker sich allmählig beugten und die ganze christliche Welt dem Gesezgeber auf dem Stuhl Petri gehorsam wurde. Aber

als der päbstliche Krummstab sich in einen weltlichen Scepter verwandelte, da wurde er gebrochen. Verabscheuungswürdige Päbste wie Alexander VI., weltlich gesinnte und eitle Päbste wie Julius II. und Leo X.; aber vor Allem der Mangel an Zähigkeit in dem System selbst und sein natürlicher Verfall im Verhältniß zu der zunehmenden Bildung der christlichen Welt; die Kundgebung eines reinen religiösen Lebens unter den Männern und Nationen die von der Reformation beeinflußt wurden, und in Zeiten wie die damaligen, brachten den Weltconflict hervor welcher das System Gregors und die ausschließliche Macht des Pabstes, wenigstens in dem Sinne wie Gregor die Sache verstand, über den Haufen warf. Denn obschon noch immer der größere Theil der Christenheit sich zur päbstlichen Kirche bekennt, so ist doch die Macht dieser Kirche über Nationen oder den menschlichen Geist sehr gering im Vergleich mit früher. Und ihre äußere Autorität nimmt mit jedem Tage ab. Und muß es nicht so sein, wenn sie selbst das Höchste aus dem Auge verliert? Proclamirt denn diese Kirche jezt Gott in Christo? Predigt sie nicht vielmehr die heilige Jungfrau? Der gegenwärtige Pabst Pius IX., der in einer Zeit großer Noth durch die Einschreitung der Jungfrau eine besondere Hilfe empfangen zu haben glaubt, hat in St. Peter das Dogma ihrer vollkommenen Unbeflecktheit und somit Göttlichkeit verkündet; und ihr, sowie der zu ihrer Verherrlichung errichteten Säule zu Ehren, hat der Nachfolger St. Petri dieses Jahr bei dem großen Fest der römischen Propaganda in allen Sprachen Lobpreisungen er-

heben lassen. Und dennoch besteht Pius IX. darauf daß man an den Pabst glauben, ihn als den Vertreter Christi auf Erden und als unfehlbar, wie der liebe Gott selbst, ansehen müsse. Aber die heilige Schrift, die denkende Christenheit und die gesunde Vernunft — nein, es ist nicht möglich.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen hier aus einem Buch das ich gegenwärtig lese, nämlich aus den Denkmälern der römischen Päbste, von Gregorovius, eine überaus denkwürdige Stelle mitzutheilen.

„Es wird eine Zeit kommen wo die Grabmäler der Päbste eine solche Wichtigkeit haben werden, wie heute die Büsten und Statuen der römischen Kaiser, welche im Ganzen doch so spärlich oder so zweifelhaft uns überliefert sind. Es wird dann keine Päbste mehr geben. Die Religion wird sich in einer neuen, von uns noch unerkannten Form kund gethan haben; und dann wird einem anders geordneten Menschengeschlechte jenes uralte Pabstthum ohne Zweifel als eine noch bei Weitem großartigere Schöpfung erscheinen, denn uns heute Lebenden.

„Ist es nicht das größte gesellschaftliche System, welches sich in ihm auf eine allumfassende Weise darstellt? eine sich durch alle Gliederungen dieses politisch unbegrenzbaren Körpers verbreitende Democratie, eine streng geregelte Aristocratie, eine erblose Absolutie, welche doch wieder auf democratischem Grunde ruht? In den unermeßlichen geistlichen Kreis, welcher den Himmel, die Erde und die Hölle umspannt, eintheilt und regelt, mit einer Politik und Phantasie zugleich, deren Gedanke Schwindel

erregend ist, hat sich der Pabst als Mittelpunkt gestellt, in der Regel ein schwacher Greis. In eine zitternde Hand sind die Blize des Himmels gelegt. Gewiß! nach ungezählten Jahren wird man diese Alten von St. Peter als wunderbare Wesen der Vergangenheit anstaunen. Es werden sich einzelne ihrer Grabmäler erhalten haben, zumal jene von Erz; und vor diesen Greisen in ihrer ernsten Herrschermajestät, mit den dreifach gekrönten Tiaren, mit den feierlich umwallenden Gewändern, mit den finstern oder milden, fanatischen oder wohlwollenden Angesichtern und mit den zu Segen oder Fluch aufgehobenen Händen, wird man verwundert stehen bleiben und ausrufen: „dieß waren Päbste, geistliche Väter und Oberhäupter der damaligen Welt! Wie greisenhaft und wie finster muß jene Welt gewesen sein!"

„Sie war es und war es nicht. Von jenen Alten ging ebensowohl Greisenthum und Finsterniß, als Jugend und Licht aus; und mancher von ihnen hatte ein frischeres Herz, als es nicht viele jung ergreiste Könige gehabt haben. Aber wohl kann Derjenige eines staunenden Gefühls sich nicht erwehren, wer vor jenen Priestergestalten im Sanct Peter steht und sich vorstellt, welche Gewalt die Uebereinstimmung des Menschengeschlechts, seit so vielen Jahrhunderten und in ununterbrochener Folge, diesen Greisen zuerkannt hatte.

* *
*

„Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit, nicht wie die Könige, welche im Purpur ge-

boren werden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Kaiser die Füße, und nannten sich Vasallen ihrer Gnade.

„Sie waren noch gestern ungekannt und unbeachtet, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und entschieden den Gang der Völkerschicksale. In der Kutte des Bettlers oder des Einsiedlers stiegen sie auf den Thron der Erde, und die Welt nahm daran kein Wunder. Nicht Stamm noch Nation gab die Entscheidung; ob sie Griechen oder Syrer, Deutsche oder Spanier, Franzosen, Engländer oder Italiener waren, man wußte es kaum, denn alle Nationen gehorchten ihnen. Und wie sie auf den Thron gekommen waren, ohne ihre Berufung geahnt zu haben, stiegen sie wieder herab, unwissend in welche Hand die Laune des Augenblicks ihren Stab legen würde. In der Stunde des Todes kannte keiner von ihnen seinen Nachfolger, und doch war ihr Wahlreich, das zufälligste der Welt, so unerschütterlich wie die göttliche Nothwendigkeit.

„Was sie aussprachen war ein Weltgesez. Sie waren schrecklicher als Jehovah. Auf ganze Völker legten sie mit einem Wort Verzweiflung und Todesstille, und breiteten über Länder die Stille eines Kirchhofes aus.

„Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche stiften und zerstören; Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verschenkten sie; und noch zu entdeckende Küsten theilten sie, die nichts besaßen, unter die Fürsten, als wäre dieser Planet ihr Eigen=

thum. Ihr Federstrich über die Weltcarte ward augenblicks eine Grenzmarke für Völker und Könige.

„Sie maßten sich an dem Erdball zu gebieten daß er stille stehe, und die Systeme des Himmels ordneten sie nach ihrem Gebot, oder nach ihrer und der Jahrhunderte Einfalt.

„Dem menschlichen Denken befahlen sie Stillstand, oder gaben ihm nur so viel Bewegung als es ihnen gutdäuchte. Mäßig maßen sie ihm das Wissen zu, mäßiger die Freiheit, und sie wehrten ihm die zu schnelle Ausdehnung durch künstliche Schranken eines poetischen Geheimnisses, durch Liebe und Furcht. Mit allen drei Ketten umwanden sie die Menschheit welche ihre Zuchtruthe küßte.

„Sie waren Herren des Gemüths der Welt. Ihre Macht, unkörperlich und waffenlos, bestand nur im Glauben und im Aberglauben. Sie herrschten im Reiche der Geister mit dem Zauberstab der Phantasie.

„Sie hatten Gewalt auch über die Zeit. Sie verstießen aus dem irdischen, wie aus dem himmlischen Paradiese; sie schmetterten die Menschenseele in den Abgrund der Hölle und zogen sie wieder heraus; ja sie griffen in die fernste Zukunft hinein, und in die Vergangenheit zurück, aus welcher sie die Menschenseelen wie Geisterbeschwörer an den Tag riefen, ihrer Stimme zu gehorchen. Denn sie hatten die Macht zu binden und zu lösen.

„Ihr ganzes Wesen war mythisch, und ihr ganzes Reich, so wirklich und gewaltig, eine die Erde und den Himmel vermählende Dichtung.

„Sie versezten selbst unter die Sterne. Sie sprachen

Menschen selig, erhoben sie mit ihrem Spruch unter die Heiligen des Himmels und erlaubten ihnen Wunder zu thun. Sie waren Richter der Todten und der Lebendigen.

„Woher entsprang denn diese räthselhafte Gewalt eines schwachen und sterblichen Menschen, welche in der Geschichte nie zuvor erschienen war, noch je wieder erscheinen wird?

„Es lebt in der Menschheit eine tiefe und ursprüngliche, ich möchte sagen elementarische Sehnsucht nach der Einheit. Wenn man auf die Geschichte Acht gibt, hört man die unablässige Strömung dieser Sehnsucht, ihre harmonische und disharmonische Musik. Diese ideale Einheit des Menschengeschlechts hat der römische Pabst dargestellt, das war einer der Zauberschlüssel seiner Gewalt. Er hat den Organismus der Menschheit, oder die Weltgemeinde auf sich bezogen, wie Leib und Glieder auf die eine lenkende Seele. Und viel mehr. Die Harmonie des allgemeinen Lebens, welche er in der Kirche zusammenfaßte und regierte, hat er auf das Universum ausgedehnt. Er hat die Erde mit dem Himmel umschlossen, so daß sich jene Einheit zu einem unermessenen Kreise in die Ewigkeit fortsezte. Er machte sich zum Abbild Gottes auf Erden."

Ich füge hinzu, das war seine Sünde. Sie ist dem Plane der Weltgeschichte gemäß bestraft worden und wird auch ferner ihre Strafe tragen müssen. Der künstliche sociale Bau dessen Mittelpunkt der Pabst war, ist jezt — eine Ruine; er selbst — ein Schulmeister mit einer großen Masse ungehorsamer Schüler. Aber was an den Dogmen die er lehrte,

an der Einheit woran er glaubte und kraft welcher die Nationen sich vor ihm beugten, ewig wahr war, das bleibt stehen und wird sich in einer höhern Einheit, einer höhern Harmonie, in der Freiheit und im Lichte des Evangeliums erklären.

Und sollte dereinst ein anderer Gregor der Große aufstehen und sich auf den päbstlichen Thron in Rom sezen, so wird er, wie der Erste des Namens, dem weltlichen falschen Pabstthum entsagen, den Titel Papa universalis verwerfen, er wird keinen Glauben an den Pabst verlangen, sondern bloß ein Diener Christi zu sein wünschen, mit der Würde eines gewöhnlichen bischöflichen Seelenhirten. Und wenn er, wie der erste Gregor, seine Erhebung bloß benüzt um ein Lehrer und unverdrossener Arbeiter, ein Muster für die Gemeinde zu sein, dann werden die christlichen Völker, und nicht bloß die römischen Catholiken, sondern alle, ihn verehren und ihm freiwillig den Beinamen des Großen geben, selbst wenn er sich der dreikronigen Tiara entkleiden würde, ja vielleicht gerade aus diesem Grunde. Es gibt eine Größe welcher die ganze christliche Welt immer bereitwilliger ihre Huldigungen darbringt, und das ist die Größe des Geistes.

18. März.

Die Mandelbäume blühen und die römische Campagna wird grün; aber die Luft ist ganz kalt, obschon ihr frostiger grauer Character verschwunden ist und die Sonne jezt in voller Pracht scheint. Die Tramontana bläst heftig und die Sabinerberge sind mit Schnee bedeckt.

„Wir haben nie einen so kalten Winter gehabt," sagen die Einwohner Roms, und ich für meine Person habe nie so sehr an der Influenza gelitten. Doch sie ist jezt vorüber; die Sonne scheint, der Frühling naht, und ich will einiges von dem erzählen was sich seit meinen lezten Aufzeichnungen zugetragen hat.

Damals begann die Influenza, gleich einer wilden Bestie, gewaltige Verheerungen in Rom anzurichten, und in den höhern Kreisen kamen viele Todesfälle vor. Unter andern starben vier Cardinäle. Auf diese vier Trauerbotschaften folgten vier Botschaften der Freude, nämlich die Ernennung von vier neuen Cardinälen, und nun wollten die Glückwünsche kein Ende nehmen, nicht bloß von Seiten der Freunde und Bekannten, sondern von der ganzen römischen Gesellschaft, die sich an einem gewissen Tag in der Woche versammelt, wo die neuen Cardinäle einen großen öffentlichen Empfang halten. Hierauf laden sie die ganze Gesellschaft auf einen andern Tag derselben Woche ein, wo sie öffentlich die Cardinalshüte empfangen und aufsezen; die Kirchenfürsten selbst bringen ihnen ihre Verehrung dar, sie haben jezt den Vortritt vor allen königlichen Prinzen der Welt und noch überdieß eine, wenn auch noch so entfernte, Aussicht auf die dreifache Krone. Aber nichts destoweniger bezahlen sie all diese Ehre und Herrlichkeit theuer, denn die Cardinalswürde soll auf 12,000 Scudi zu stehen kommen. Sie müssen sich deßhalb häufig in Schulden stürzen. Aber sie können leicht borgen so viel sie wollen, denn sie beziehen einen bedeutenden Jahresgehalt.

Als die Verheerung der Influenza ein Ende

hatte, schien eine andere Krankheit alle Welt ergreifen zu wollen. Es war eine wahre Manie mit Besuchen und Einladungen, und obschon ich meinerseits die meisten ablehnte, so wurde doch am Ende auch ich von dem Schwindel befallen und gab ebenfalls einige kleine Soiréen preis, für meine scandinavischen und andern Freunde die mir Gefälligkeiten erwiesen hatten. Ich bin jezt froh daß sie vorüber sind und so gut abliefen, denn nächst dem Versuch menschliche Wesen glücklich zu machen gibt es nichts Gewagteres als sie amüsiren zu wollen; aber mit angenehmen gebildeten Leuten und guter Musik ist die Schwierigkeit doch zu überwinden. Zwei geschickte Mandolinespieler, die ich für einen dieser Abende bestellte und die in ihrem Nationalcostüm kamen, gewährten großen Genuß. Es ist unbegreiflich wie viel Seele und Leben sie in den kleinen Klöppel zu legen wissen womit sie ihre Saiten anschlagen.

Mit innigem Vergnügen werde ich stets zweier Einladungen gedenken die ich annehmen mußte; sie kamen von der Großfürstin Helene von Rußland, die den Winter in Rom zubrachte. Sie ließ mich zuerst zu einer Audienz entbieten, und zwei Tage nachher lud sie mich zu einer Soirée ein. Ich gehorchte gerne, denn ich freute mich auf eine nähere Bekanntschaft mit dieser Prinzessin, die stets so hoch und rein dastand. Sie hatte sich im Krimkrieg auf eine Art ausgezeichnet die sowohl der christlichen Frau als der denkenden Fürstentochter alle Ehre machte; sie läßt sich nur von ihrem eigenen Herzen und ihrem tiefen, religiösen Sinn beeinflussen und leiten. Diese Prinzessin war es die aus ihren eigenen

Mitteln die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern, sowohl in der griechischen als protestantischen Kirche, organisirte, eine Gesellschaft die den Verwundeten und Kranken in der Krim so bedeutende Dienste leistete und ihnen selbst bei der Eroberung von Sebastopol so heldenmüthig zur Seite stand.

Das erstemal empfing mich die hohe Dame allein. Ihre persönliche Erscheinung und ihr ganzes Benehmen sind von der Art daß man sogleich einen angenehmen Eindruck bekommt. Sie mag fünfzig Jahre zählen. Ihre Gestalt ist in edlem Stile schön, und in dem noch immer jugendlichen, zarten und höchst anziehenden Gesichte sind Spuren von hoher Schönheit, aber auch von Nervenleiden zu entdecken. Ihre Manieren sind lebhaft; ihr Gesichtsausdruck verräth viel Gefühl und Seele. Das Interessanteste in der Unterhaltung waren ihre Fragen in Betreff meiner religiösen Entwicklung, so wie die Mittheilungen die sie mir auf meine Fragen über die Bildung des oben erwähnten russischen Ordens der barmherzigen Schwestern machte. Sie fragte den Kaiser Nicolaus was er von ihrem Plan denke, und er antwortete:

„Ich zweifle ob die Sache sehr glücklich ausfallen wird, aber Sie können es ja versuchen.“

Der Versuch glückte über alle Erwartung. Die Großfürstin brauchte bloß unter den Mitgliedern der Mägde Christi auszuwählen, die aus allen Classen der Gesellschaft und aus den zwei verschiedenen Kirchen herbeikamen, um sich in Seinem Namen und in Seinem Dienste zu vereinigen; aber das Beispiel das sie ihnen zu geben wünschte und wirklich gab,

indem sie selbst Dienst in den Spitälern that und die Verwundeten verband, so wie der Anblick dieser Leiden und so großen Jammers wirkte so stark auf ihr Nervensystem, daß sie seit dieser Zeit leidend ist. Aus vielen halb unterdrückten Aeußerungen konnte ich entnehmen daß die Großfürstin Helena auch in Seelenleiden tiefe Erfahrungen besizt.

Es war mir äußerst interessant sie über die große Reform, die vom Kaiser Alexander unternommene Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland, zu hören; sie gab mir schäzbare Aufklärungen über die Mittel wodurch er und seine Mitarbeiter diese Abänderung eines alt hergebrachten Zustandes einzuführen suchen, ohne daß dadurch politische Zuckungen entstehen, ohne daß die Eigenthümer der Leibeigenen oder diese selbst Schaden erleiden. Die lezteren zählen nicht weniger als dreißig Millionen. Der Kaiser hat die großen Landbesizer um ihre Ansichten über dieses Werk befragt, und die Großfürstin, die zu diesen gehört, bereitete eben ihre Denkschrift über die Sache vor. Ihre Bemerkungen in Betreff dieser wichtigen Reform zeugen von viel Rechtsgefühl und Einsicht. Sie billigte das Unternehmen des Kaisers vollkommen; unter andern Dingen bemerkte sie daß zwar die Lage der Leibeigenen in Rußland bei weitem besser sei als man gewöhnlich glaube, daß ihr aber immer eine handgreifliche Ungerechtigkeit zu Grunde liege. Die Geseze erlaubten einem Leibeigenen nicht eine Klage gegen seinen Herrn vorzubringen oder als Zeuge gegen ihn aufzutreten, und dadurch wurde eine Masse von Ungerechtigkeiten möglich, die niemals bestraft oder auch nur zur Kenntniß gebracht

wurden. In einem christlichen Staat, sagte sie, müsse das Gesez für Alle gleich sein.

Ich kann nicht sagen wie wohl es mir that die edle Prinzessin so einfach und offenbar aus inniger Ueberzeugung sprechen zu hören. Ich sah im Geist das Licht eines neuen Morgens aus dem Osten emporsteigen. Ich sah Rußlands viele jezt noch unter das Sclavenjoch gebeugte Völkerschaften frei werden. Das Verfahren des Selbstherrschers aller Reussen scheint mir zu den größten und erfreulichsten Ereignissen unseres Jahrhunderts zu gehören, und der Czar der dieses vollbringt steht in meinen Augen weit höher als Alexander der Große. Alexander II. von Rußland verdient den schönen Beinamen „Befreier," einen Titel der weit ehrenvoller und beglückender sein muß als der Titel eines Eroberers. Ich verließ die Großfürstin mit dem Gefühl mich noch selten einer interessanteren oder befriedigenderen Unterhaltung erfreut zu haben.

Das nächstemal sah ich sie bei ihrer Soirée. Sie erschien erst als die Gesellschaft sich bereits versammelt hatte; sie nickte leicht nach rechts und links, dann ging sie von einer Gruppe zur andern, nahm zuweilen Plaz und unterhielt sich mit allen. Ich mußte die Geschicklichkeit bewundern womit sie sich auf alle Gegenstände einließ und immer etwas zu sagen wußte. Sie verweilt nie zu lange bei dem Oberflächlichen oder Unbedeutenden, auch verliert sie sich nicht in Tiefen, sondern gibt dem Gegenstande sogleich eine praktische Richtung und bringt ihn in den Bereich der Erfahrung. Sie ist offenbar eine Dame von rascher Auffassungskraft, klarem Verstand

und großer Rechtschaffenheit des Gemüths. Ihr Benehmen und ihre Art zu sprechen sind so offen und unbefangen, daß man sich in ihrer Nähe ganz ungezwungen fühlt.

Besonderes Vergnügen gewährte mir an diesem Abend die Unterhaltung mit zwei jungen russischen Fürstinnen; sie waren lebhaft, angenehm und weit belesener als ich bei jungen russischen Damen erwartet hätte. Ein junges Ehrenfräulein, hübsch aber starr wie eine Wachsfigur, saß in großer Gala da und machte den ganzen Abend Thee. Die Sängerin der großfürstlichen Capelle, eine sehr hübsche junge deutsche Dame mit prächtiger Stimme, trug verschiedene Stücke vor. Um halb zwölf verabschiedete sich die Großfürstin mit einem kurzen Nicken, und dieß gab das Signal zum allgemeinen Aufbruch.

Ich hatte großen Genuß von zwei musicalischen Soiréen und vom Zusammentreffen mit allerlei Personen aus verschiedenen Nationen — in Rom geben sich alle zusammen Rendezvous —; auch sah ich bei diesen Gelegenheiten viel Schönheit und manche elegante Toilette. Aber ach, wenn die jungen und noch weit mehr die ältern Damen nur auch wüßten wie unschicklich es ist ihre nackten Schultern auf solche Art den Blicken preiszugeben, und was für unangenehme Bemerkungen die Herren sich über sie erlauben! — Rang, Reichthum, Schönheit, Talent oder Gelehrsamkeit, Alles das verleiht ein gleiches Recht auf Zutritt in den großen Salons von Rom.

Sonntag den 14. wohnte ich der Einkleidung zweier Nonnen im St. Philippskloster in der Nähe von Santa Maria Maggiore bei. Jenny, die vom

vorhergehenden Abend noch müde war, wollte nicht so früh aufstehen, und so machte ich mich allein auf den Weg. Es war ein frischer kalter Morgen, aber die Sonne schien herrlich, der Spaziergang in der lieblichen Morgenluft war ein Hochgenuß für mich, und mit Mitleid dachte ich der jungen Mädchen die jezt allen Freuden dieser Art entsagen sollten.

Da ich unterwegs die Baronin E. und ihre Tochter traf, die ebenfalls der Ceremonie anwohnen wollten, so schloß ich mich auf ihre Einladung an sie an.

Die ganze Straße in der Nähe des Thores war mit Myrtenzweigen bestreut, und vor den Thoren schilderten Soldaten von der päbstlichen Leibwache. Wir traten ins Refectorium, ein geräumiges helles Gemach, dessen große Fenster den Sonnenschein zuließen und eine Aussicht auf den Garten gewährten, wo goldene Früchte auf den Bäumen prangten. Hier saßen zwei Gruppen von Damen und frühstückten ihren Cafe. Ein sehr hübsches junges Mädchen, scheinbar voll frischer Lebenslust, mit den allerlieblichsten Zähnen in ihrem Mündchen, in einem weißen Seidenkleid mit Spizenschleier und prächtigen Juwelen, ging von einer dieser Gruppen zur andern, küßte und ließ sich küssen. Es war das leztemal, denn sie ist die Braut Christi, sie soll heute dem heiligen Gotte geweiht werden und kein irdisches Wesen mehr in Liebe an sich schließen. Sie wünscht heiter und vergnügt zu erscheinen, aber in ihrem ganzen Wesen liegt eine fieberische, nervöse Lebhaftigkeit. Die älteren Nonnen mit ihren weißen Capuzen und Halskrägen und weißen Leibröcken über

ihren schwarzen Kleidern, trippeln freundlich hin und her und treffen ihre verschiedenen Anordnungen. Sie sind sämmtlich blaß, zeigen aber heitere Gesichter, deren Ausdruck gutmüthig und friedlich ist.

Wir ziehen nach der kleinen Klosterkirche, wo jezt die Kerzen angezündet werden, und der Cardinal der die Feier vollziehen soll macht die Toilette vor dem Altar. Er ist ein alter Mann mit einem langen, blassen Gesichte und hübschen Zügen, die aber wie aus Stein gehauen scheinen. Die Kirche füllt sich allmählig und das Gedränge vor dem Altare wird groß. Jezt sieht man eine Procession langsam durch die dichte Volksmenge nach der Capelle zu schreiten, an der Spize zwei päbstliche Soldaten die den Weg bahnen. Dann kommen zwei junge Mädchen in weißen Seidenkleidern mit Spizenschleiern und Juwelen: diejenige die ich im Refectorium sah, und ihre Schwester, die, wie man mir sagte, jünger war, aber blässer und ernster. Hinter ihnen kommen ihre Pathinnen und Gönnerinnen, elegante Damen in prächtigen Gewändern. In der Nähe des Gitterchors angekommen, knieen die beiden jungen Mädchen vor dem Cardinal nieder, der leise etwas sagt, zuerst zu der einen, dann zu der andern. Hierauf bekommt jede eine Kerze in die Hand. Sie stehen auf, knieen dann von Neuem auf der andern Seite des Chors nieder, und da bleiben sie die ganze Zeit, so lange der Cardinal eine Rede an sie hält, oder vielmehr von einem Papier abliest, die mir in Bezug auf Form und Inhalt stereotypirt zu sein scheint. Die jungen Schwestern müssen der Welt, ihren Versuchungen und Gefahren entsagen, müssen Bräute

Christi werden, in beständiger Gemeinschaft mit ihm auf Erden leben, um dereinst, wenn dieses Leben vorüber ist, zu den Freuden des Paradieses einzugehen. Sie sehen beide blaß aus, zeigen aber wenig Bewegung. Sie gleichen zwei Tauben die ihr Schicksal kaum kennen, aber damit zufrieden sind. Außerhalb des Chors steht ihr Vater, der einige Sympathie, aber wenig inneres Gefühl zeigt, während ihre Mutter in Thränen schwimmt.

Die Mädchen treten aufs Neue vor und knieen vor dem Cardinal nieder, der ihnen mit einer großen Scheere einige Locken oben vom Kopfe abschneidet. Zwei ältere Nonnen, wovon die eine ein Schnurrbärtchen hat und äußerst männlich aussieht, schneiden die Vorderhaare vollends ab, während die vom Hinterhaupt, in einen Zopf geflochten, für jezt noch unberührt bleiben und erst dann abgeschnitten werden, wenn die Novize den schwarzen Schleier nimmt und das förmliche Gelübde ablegt. Die jezt stattfindende Annahme des weißen Schleiers bedeutet nur den ersten Grad.

Hierauf beginnen die ältlichen Nonnen die zwei Novizen zu entkleiden, die ihre Rücken dem Publicum zukehren, vor dem Cardinal niederknieen und sich ganz passiv verhalten. Diese Entkleidung, bei welcher die weißen Nacken und Hälse der jungen Mädchen, ihre prächtigen Zöpfe und schönen Formen sichtbar wurden, hatte etwas Befremdendes und sogar ein wenig Empörendes; man hätte meinen können, sie machen ihre Toilette für die Nacht. Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche. Ich warf einen Blick auf die Priester die bei der Ceremonie func-

tionirten. Sie beobachteten die weißen Täubchen mit ausgestreckten Hälsen und gierigen Augen, deren Ausdruck jedoch weniger schlimm und cynisch als vielmehr heiter und neugierig war, wie wenn die Scene sie amüsirte.

Als die Entkleidung von allem Puz vorüber war, bückten sich die jungen Mädchen zur Erde nieder, und der Chor begann zu singen:

Veni Spiritus Creator.

Während des Gesangs, der besser hätte sein können, blieben die Schwestern auf dem Boden liegen. Ueber dem Altar hing ein Gemälde, das die Gegenwart des Geistes besser ausdrückte als der Gesang; es war ein Bild des heiligen Philipp von Neri, der das Kloster gestiftet, eines der lezten Männer in Italien deren Frömmigkeit einen großartigen Character trug. Er ist in brünstigem Gebete dargestellt, mit einem Ausdruck als ob der Frieden und Segen des Himmels bereits auf ihm ruhte. Ein Gemälde von seltener Einfachheit und Innigkeit, aber ich weiß nicht von welchem Meister.

Als der Gesang vorüber war, erhoben sich die jungen Mädchen, und nun begann der Anzug. Die neuen Kleider die in Ordnung auf dem Altar lagen, wurden dem Cardinal auf zwei Platten gebracht; er nahm sie Stück für Stück und gab sie den noch immer knieenden Mädchen, wobei er ihnen mit wenigen Worten die Bedeutung derselben anzeigte. Hierauf kleideten die älteren Nonnen die Mädchen an, sezten ihnen weiße Nachthäubchen auf, zogen ihnen weiße Jacken an u. s. w. Endlich legte ihnen

der Cardinal ein großes, weißes und steifes Tuch auf den Kopf, das pyramidenartig den obern Theil des Körpers einhüllte, und über dasselbe sezte er eine große Krone von Silberfiligran und rothen Rosen. Der Chor sang wieder eine Hymne auf den heiligen Geist; die beiden Mädchen erhoben sich und gingen langsam durch eine Seitenthüre im Gitterchor hinaus, wohin der Cardinal ihnen folgte. Nach einer kurzen Weile traten sie wieder ein, und knieeten aufs Neue im Gitterchor vor dem Cardinal nieder, der also zu ihnen sprach:

„Du die du in der Welt Carlotta heißest, sollst hinfort in der Religion Maria Nazarena di San Luigi genannt werden.

„Und du die du in der Welt Marietta heißest, sollst hinfort in der Religion Maria Anna di Gesu genannt werden."

Nachdem sodann der Cardinal noch den Segen gesprochen, war die Ceremonie zu Ende, und die Versammlung zerstreute sich. Jezt konnte man die beiden Novizen, ihre Verwandten, den Cardinal, sowie die älteren Nonnen vertraulich und in heiteren Gesprächen durch die Klosterhallen gehen sehen. Die Mutter jedoch preßte die Mädchen an ihre Brust und weinte heftig. Augenscheinlich wurde sie von ihrem Gram gänzlich überwältigt, und sie schien wirklich die einzige Person zu sein die bei dieser Scene nichts als Kummer empfand. Und ich segnete aus diesem Grunde das mütterliche Herz. Ein schwarzgekleideter junger Mann eilte mit freudestrahlendem Gesicht zu dem Cardinal und küßte ihm die Hand.

„Sieh," sagte der alte Prälat scherzend, „wie böse sie auf mich ist, weil ich eine Nonne aus ihr mache."

Wir gingen ins Refectorium. Die Nonnen luden uns freundlich ein da zu bleiben und eine Erfrischung zu nehmen; diese bestand aus vortrefflichem Gefrorenem und Waffelkuchen, und Jedermann der aus der Kirche kam wurde damit bewirthet. Ueberdieß bekamen alle Anwesenden ein gedrucktes Gedicht auf die zwei Schwestern zum Andenken. Dieselben waren mit zwei Rosen verglichen, die man jezt in einen Garten verpflanzte wo sie, geschüzt vor den Stürmen der Welt, für die Lustgärten des Paradieses gehegt werden sollten. Die Verse waren schön und enthielten vermuthlich die Wahrheit. Die beiden Mädchen gehörten einer bürgerlichen Familie die wenig Mittel, aber viele Töchter besaß. Ihre Freunde und Verwandten hatten die zur Aufnahme in das Kloster, das eine lebenslängliche Versorgung bietet, erforderliche Mitgift zusammengeschossen [1]). Mit Vergnügen vernahm ich daß die Nonnen des St. Philippsordens sich mit der Kindererziehung beschäf-

---

[1]) In Rom besteht eine Gesellschaft, genannt Arciconfraternità della santissima Annunciata, gestiftet von dem spanischen Cardinal Torquemada, während der Regierung Ferdinands und Isabella's. Ihr Zweck besteht in der Anschaffung von Mitgiften für junge Mädchen, sei's nun zur Heirath oder zum Eintritt ins Kloster. In beiden Fällen ist die Mitgift ihr Eigenthum. Der Pabst gibt jährlich hundert Scudi zu diesem Fonds, und jeder Cardinal einen Scudo in Gold. Sechshundert Mädchen werden jährlich von dieser brüderlichen Gesellschaft ausgestattet. Ich erkenne ihre gute Absicht an; aber weit besser wäre es wenn man die jungen Mädchen in den Stand sezte selbst für sich zu sorgen.

tigen, und daß die beiden jungen Schwestern sich diesem Berufe gewidmet haben. Das Kloster hat eine Schule. Die Nonnen dürfen Besuche von ihren Verwandten empfangen und auch ausgehen — d. h. ein einziges Mal im Jahr — folglich sind die Regeln nicht so streng.

Man sagt, die Eltern der beiden Mädchen seien froh daß sie zwei von ihren Töchtern so gut versorgt haben. Und so viel ich auch schon über das Klosterleben gehört und gelesen habe, so habe ich doch von diesem Ort einen ganz verschiedenen Eindruck mitgenommen. Der heitere und freundliche Ausdruck der Nonnen, die wohlbeleuchteten Zimmer, der frische grüne Garten mit seinen goldenen Früchten — ich dachte mir das Leben hier nicht so ganz freudlos. Und ich habe dieses Erdenleben mit so vielfachen Schwierigkeiten für arme Mädchen, besonders wenn sie von der Natur nicht freigebig ausgestattet sind, bestreut gesehen, so viele Demüthigungen in der Gesellschaft, so viele Nöthen daheim, so viel Kummer um den morgenden Tag, so viel Unbehagen, zuweilen sogar Mangel im Alter, daß ich eine sichere Versorgung dieser Art, selbst wenn man sie mit einem Theil seiner Freiheit erkaufen muß, nur für ein Glück ansehen kann. Aber es gibt auch Klöster von anderem Character. Die milde Anstalt des San Filippo di Neri hat keine Aehnlichkeit mit dem seelenzerstörenden unnatürlichen Leben der Lebendigbegrabenen, das in vielen italienischen Klöstern zu Hause ist. In diesem Institute wird der mütterliche Sinn der Frau zur Thätigkeit berufen und durch die Kindererziehung zur Entwicklung gebracht; hier wird

das Familienband nicht gänzlich zerrissen. Die Regeln sind nicht streng; die tägliche Arbeit ist leicht und gemäßigt, das gesellige Leben ist angenehm. Das junge Mädchen ist gegen die Lebensbedürfnisse sicher gestellt; sie kann sich der Welt nüzlich machen, während sie ruhig ihre Seele für den Himmel vorbereitet, und sie kann mit Gottes Gnade der freundlichen Himmelswonne theilhaftig werden, die auf dem schönen Bilde über dem Altare dargestellt ist. Wenn dieß jedoch gelingen soll, so ist durchaus nothwendig daß das Mädchen einen innern Beruf zu diesem ruhigen Leben hat, mit seinen festgesezten Stunden für die Arbeit, für die Mahlzeiten, für das Gebet und die Ruhe. Jede könnte sich nicht daran gewöhnen.

Ich habe in San Filippo di Neri die glänzende Seite des Klosterlebens gesehen. Aber ich weiß daß es auch eine andere hat. Ich weiß daß das Kind manchmal seinen Eltern entrissen wird um das Kloster zu bereichern, daß man ein menschliches Geschöpf blind macht gegen die natürliche Anordnung Gottes, um es durch Ceremonien und todte Formen an die Kirche von Stein zu binden; daß man eine Tochter aus dem Schooß ihrer Familie herausreißt, um sie zum Werkzeug der Hierarchie und ihrer Despoten zu machen, und gegen diese Seite der Klostereinrichtung kann man nicht streng genug eifern. Prüfet Alles und das Gute behaltet, sagt der Apostel.

16. März.

Ich besuchte mit Frau von Martino die Privatcapelle der heiligen Brigitta so wie die anliegenden

Zimmer welche sie während ihres zwanzigjährigen Aufenthalts in Rom bewohnte, und die man in ihrem damaligen Zustand gelassen hat. Die drei Stübchen zeugten von einem Geist der sich aller Herrlichkeiten dieser Welt entwöhnt hat. Die kleine Capelle ist reparirt und verschönert worden. Sie sowohl als das ganze Haus gehört dem Salvatororden, der sich mit der Jugenderziehung beschäftigt. Ein freundlicher Abbate der mich herumführte, sprach viel von dem guten Einfluß welchen Brigitta durch Wort und Beispiel auf die höhere Priesterschaft in Rom ausgeübt habe, die damals sehr in Unsittlichkeit und Ausschweifung versunken gewesen sei. Als ihr ältester Sohn Carl Brahe, in welchen die junge Königin Johanna von Neapel sich verliebt hatte, im Begriff stand ihr Gemahl zu werden, da betete die heilige Brigitta Tag und Nacht daß diese Ehe nicht zu Stande kommen möge, und daß der junge Mann wirklich vor der Hochzeit starb, gilt dem Abbate als Beweis daß ihre Gebete erhört wurden.

Nachmittags ging ich mit Jenny nach der Kirche San Luigi di Francesi, wo während der ganzen Fastenzeit dem französischen Adel in Rom zu Liebe französische Predigten gehalten werden. Wir wollten einen Carmelitermönch hören der jezt der Held des Tages ist. Er heißt Pater Marie Louis und hat einen der schönsten Köpfe die man je auf Gemälden von alten Asceten und Heiligen gesehen hat. Ein Kranz von spärlichen Locken zieht sich um das Haupt; das Gesicht mit seinen zarten regelmäßigen Zügen zeugt von vielem Fasten und Gebet; der Ausdruck

ist vollkommen geistlich, mild und friedsam. Seine Predigt war voll von Leben; Vortrag und Stimme hell und rein wie Cristall, lieblich wie eine reine Farbe oder Melodie. Seine Beweise für die Göttlichkeit Jesu Christi waren nicht neu; aber die Inbrunst womit er sprach, der zunehmende Ernst gegen das Ende seiner Rede und sein Ausruf am Schlusse war fesselnd, unvergleichlich! Pater Marie Louis ist entweder ein Heiliger oder ein großer Künstler! Ich sah zwei Protestanten ganz entzückt über seinen Vortrag.

Nach der Predigt erklärte er die Bedingungen die schlechterdings nothwendig seien um für das vom Pabst jezt angeordnete Jubeljahr vollständigen Ablaß zu erlangen. Sie bestanden in einer allgemeinen Beichte, einem wöchentlichen Besuch in den drei Kirchen San Giovanni di Lateran, Sanct Peter und, wenn ich nicht irre, Santa Sabina; auch mußte man bei jeder dieser Gelegenheiten fünf Paternoster und drei Ave Maria beten. Die dritte Bedingung war Fasten und Almosen geben, wobei der Carmeliter in feiner französischer Manier gegen die Soldaten bemerkte: „Ihr fastet, denke ich, alle im ganzen Jahr (Allgemeiner Applaus und freundliches Lächeln von Seiten des anwesenden Militärs) und es wäre gar zu hart euch noch ein weiteres Fasten aufzulegen; aber bedenket — könntet ihr euch nicht dennoch eine überflüssige Kleinigkeit versagen? z. B. den Cafe nach dem Essen? Ich bin überzeugt daß ihr das thun könnt und auch thun werdet, und daß ihr dafür jeden Tag den Armen einen Bajocco gebet."

Er sagte dieß mit aller Grazie und Feinheit eines

Weltmannes, ernst und scherzhaft zugleich. Die Blicke der Krieger hafteten an seinen Lippen. Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche so lange er sprach. Später sang das Militär, und einen solchen Gesang habe ich bis jezt in italienischen Kirchen noch nie gehört.

Als wir nach Hause gingen, brannten Freudenfeuer auf den Straßen, umjubelt von lärmenden Jungen, und eine Menge Häuser waren beleuchtet, aber nur schwach, d. h. einfach mit einigen Lämpchen an jedem Fenster. Dieß geschah zu Ehren der vier Cardinäle die an diesem Abend einen großen allgemeinen Empfang gaben. Hochvergnügt daß wir einem solchen Gedränge entkommen waren, sezten wir uns an unsern freundlichen Theetisch und beschloßen den Abend damit daß wir die Aurora Leigh von Mistreß Browning lasen, ein vermöge seiner kräftigen und poetischen Sprache ganz vortreffliches Buch.

Heute machten wir einen Ausflug nach der neuentdeckten Sanct Alexanderskirche und ihren Catacomben, sieben Miglien von Rom auf der alten Nomentanerstraße. Comthur Visconti, Baron Raimond und verschiedene andere gelehrte Antiquare begleiteten uns.

Wir zogen über den Anio, ein lebhaftes Flüßchen das in die Tiber fällt, und begrüßten an seinen Ufern den Saccohügel, wo die plebejische Bevölkerung sich zum erstenmal zehntausend Mann stark versammelte, um gegen die ausschließliche Macht der Patricier zu protestiren und auch eine Stimme in der Staatsregierung zu verlangen. Jezt betrifft der

Streit geistliche Rechte und Freiheiten. Und er muß fortwähren bis zum großen Frieden, aber er hat an Bedeutung zugenommen und ist noch immer im Zunehmen.

Die Ruinen der Alexanderskirche liegen tief in der Erde begraben, zeigen aber einen außerordentlich schönen und sorgsamen Baustyl. Der Altar, die gebrochenen Säulen, die Wände und die prächtig gelegten Mosaikböden mit purpurrothen Porphyrrosen, als Symbolen von Märtyrerblut, stehen wie aus einem Grabe hervor. Die Catacomben enthielten einige interessante Bruchstücke von Inschriften, unter andern folgende:

„Sylvia, die du in Frieden lebst, bete für Sylvanello und Alessandro!"

In den Mausoleen kann man noch immer die Spuren der Lampen sowie die kleinen Kelche sehen welche das Blut der Märtyrer enthielten.

Beerdigungen finden noch immer um die Kirche herum statt. Visconti entwickelte in seinen Erläuterungen über diese Ruinen die neuen und schönen christlichen Anschauungen von Menschen und Leben im Vergleich mit den heidnischen. Ich höre solche Vergleichungen immer mit Freuden an, obschon ich im vorliegenden Falle verschiedene Zugeständnisse vermißte welche die unparteiische Wahrheit forderte. Das Christenthum bedarf keiner Stelzen der Ungerechtigkeit um sich über den heidnischen Standpunkt zu erheben.

Die lange ruhige Fahrt durch die Campagna, diese Wüste in welcher Rom wie ein riesiges Monument liegt, war für mich das größte Vergnügen bei

unserem Ausflug. Man sieht die unermeßliche wogende grasbedeckte Ebene entlang, zwischen Rom und der den Horizont begränzenden Gebirgskette, auf allen Seiten nichts als weidende Viehheerden, Ruinen und Gräber, Wasserleitungen, verfallene Thürme und da und dort einen Bauernhof. Der Wind zieht über die Ebene, welcher kein Baum, kein Fels, keine Stadt eine Abwechslung verleiht. Alles dieß bringt einen tiefen Eindruck hervor, besonders wenn man bedenkt daß diese jezt mit Gras bedeckte Ebene ein Begräbnißplaz für menschliche Generationen und ihre prächtigen Werke von vielen Jahrhunderten ist.

An wenigen Orten ist der Boden bepflügt, und dennoch wuchs die junge kräftige Saat stark und saftig vom Winde bewegt, und gab deutliches Zeugniß von der Fruchtbarkeit der Campagna. Ich habe mir sagen lassen, die Campagna würde bei voller tüchtiger Bebauung Rom und den ganzen Kirchenstaat reich machen.

„Aber wir bedürfen Hände zu diesem Zweck," behauptete ein junger Monsignore heute, „und ich glaube nicht daß der Boden viel ertragen würde."

Rom leidet Mangel an Händen für den Landbau und die Herschaffung des täglichen Brodes, weil es so viele Hände für den Kirchendienst und die Ceremonien verwendet. Es sind fünftausend Priester und Mönche und eben so viele Diaconen und Diener, die täglich in Anspruch genommen werden. So werden zehntausend Paar Hände verwendet, von denen wahrscheinlich die Hälfte etwas Nüzlicheres arbeiten könnte. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, aber er kann auch nicht vom Gebet allein

leben, und am allerwenigsten vom officiellen Gebet. Das sieht man am deutlichsten aus der Unzahl von Elenden und Bettlern, die im kirchlichen und priesterlichen Italien vorhanden sind. Bete und arbeite, lautet der Wahlspruch und die Vorschrift eines alten Kirchenvaters. Aber die Römer lieben die Arbeit des Friedens nicht und verachten es bis auf den heutigen Tag den Boden umzugraben.

Heute Abend besuchte uns ein junger Engländer der seit zehn Jahren in Rom lebt. Obschon er die ewige Stadt als sein zweites Vaterland liebt und Catholik ist, so verlangt er nichtsdestoweniger Gewissensfreiheit und freie Religionsübung, da er sehr deutlich die Nuzlosigkeit einer Kirchenregierung in weltlichen Angelegenheiten, oder mit einem Worte, eines Kirchenstaates wie der päbstliche einsieht; er hält es auch für unmöglich daß derselbe sich noch lange behaupten könne. Er ist ein gebildeter liebenswürdiger junger Mann und ein denkender Kopf.

1. April.

Ich will jezt mit rascher Feder zwei Ausflüge beschreiben, bei denen wir so lustig waren wie die Vögel im Frühling. Den ersten machten wir auf der einzigen Eisenbahn die sich in den päbstlichen Staaten vorfindet, nämlich zwei Stunden weit durch die Campagna hindurch nach Frascati, und von da gingen wir durch Eichenwälder nach Grotta ferrata, wo Jahrmarkt war. Es war eine große Menschenmasse, meistens vom Lande her, beisammen und kaufte und verkaufte eifrig, aber Alles ging still und ruhig zu. Der Italiener betrinkt sich nicht bei sei-

nen Lustbarkeiten, macht auch keinen ungebührlichen Lärm und führt sich überhaupt nicht unmanierlich auf. Die Grazien haben an seiner Wiege gestanden und ihn erzogen. Man kann durch das dichteste Gedränge ganz sicher und ruhig gehen. Wir betrachteten uns die freundlichen und gemüthlichen Landleute, wir sahen Albano, Castel Gandolfo, die Sommerresidenz des Pabstes, bewunderten allenthalben schöne Bäume, reizende Aussichten und frühlingsfrische Landschaften. Den Abend verbrachten wir in dem guten Wirthshaus zur Post unter heitern Unterhaltungen mit den Landleuten.

Am folgenden Tag brachen wir beim herrlichsten Morgen schon in aller Frühe nach den Gräbern der Horatier und Curiatier auf, diesem uralten Denkmal von Roms frühester Tragödie. Da standen sie noch immer, diese grasüberwachsenen steinernen Pfeiler, just wie in dem Gemälde das ich als kleines Mädchen hatte, und das in meiner kindlichen Phantasie glühende Träume von großen Thaten und edlen Kümmernissen hervorgerufen. Wie schön war dieser Morgen! Wie voll von Lebenskraft mit seinem scharfen Licht und tiefen Schatten die über die Lebendigen und Todten hinfuhren, mit seiner frühlingsfrischen stärkenden Luft, seinen alten Erinnerungen und seinem gegenwärtigen Zustande! Herr des Lebens und des Todes, wie reich sind deine Schäze!

Wir gingen nach Aricia, einer schöngelegenen Stadt, die sammt ihrer Umgebung der fürstlichen Familie Braschi [1]) gehört, und von da nach dem Nemisee.

[1]) Die meisten italienischen Städte und sogar Rom selbst sind das Eigenthum einiger wenigen fürstlichen Familien. Der

Den ganzen Tag hindurch hatten wir eine Aussicht auf den See, welcher rechts den Horizont begränzt. Wir dinirten an seinen Ufern. Der dunkelblaue tiefliegende See, spiegelglatt und ruhig mit seinen craterähnlichen fruchtbaren Ufern im Vordergrunde, dann weiterhin die grüne fern sich erstreckende Campagna mit der monumentalen Weltstadt, und darüber hinaus die helle blaue See im lieblichsten Sonnenschein schimmernd — es war ein Anblick den ich nie vergessen werde. Der Himmel war wolkenlos und eben so auch das Vergnügen des ganzen Tages.

Am folgenden Morgen fuhren wir sehr früh auf der alten appischen Straße nach Rom zurück. Die Lerchen sangen ihr Auferstehungslied über dem großen Kirchhof, genannt Campagna, der im Frühlingsmorgenthau grün erglänzte, während große Schatten von wandernden Wolken langsam über die umliegenden sabinischen und albanischen Berge, sowie über den Monte Cavi mit dem Passionskloster auf seinem Gipfel hinzogen. Am Horizont vor uns erhob sich der hohe einsame Hügel Soracte.

Wir fuhren zwischen Gräbern und Marmorstatuen nach der Quelle der Egeria. Wie köstlich war die Kühle des Schattens und des klaren Wassers in der Grotte! Die Felsenwände mit ihren von Menschen-

---

größere Theil der Einwohner sind bloß Miethleute. Sehr wenige Häuser gehören ihren wirklichen Bewohnern, und diese haben meistens eine Inschrift, zuweilen in goldenen Lettern, welche verkündet daß sie das Privatbesitzthum dieser und jener Leute seien. Die meisten Miethleute vermiethen wiederum Theile ihrer Wohnungen und so geht es ins Unendliche fort.

hand gebildeten Nischen beweisen daß die Wohnstätte Egeria's in allen Zeiten als ein halber Tempel betrachtet wurde. Die Wohnung konnte damals kaum so pittoresk gewesen sein wie jezt in ihrem schönen Ruinenzustande. Die Natur hatte die Steine mit einer Masse von Wasserpflanzen bekleidet, mit lieblichen italienischen Lycopodien, welche in den glänzenden, immer fallenden Thränen der sanften Quellennymphe zitterten. Eine sehr hübsche, aber derbe Nymphe von Fleisch und Blut, im eleganten Albanercostüm, war mit Waschen an der Quelle beschäftigt.

Unweit von einem Hügel liegt ein Hain von dunkelgrünen Eichen, Egeria's Hain genannt. Man hält ihn für einen Theil des großen heiligen Waldes der früher auch die Quelle in sich schloß, und wo der weise König Numa von der Nymphe Eingebungen in Betreff der Geseze empfangen zu haben versicherte, welche später die Römer zu einem starken und wohlorganisirten Volke und ihre Gesezgebung zu einem Vorbild für viele Völker machten.

In dem schönen Hain, der augenscheinlich aus alten Baumwurzeln entstanden, trifft man weder Denkzeichen noch sonstige Monumente; hier sind nur ewig grüne Bäume, durch deren Zweige sanfte Winde säuseln — man meint darin ein Geisterflüstern zu vernehmen.

Die Tradition erzählt, nach Numa's Tode sei eine Deputation von Senatoren nach dem heiligen Hain gezogen, um die göttliche Jungfrau zu entdecken, welche dem römischen König jene milden und weisen Geseze eingegeben die das Volk beglückten; aber sie habe nur eine Quelle gefunden, in welche

der Kummer über Numa's Tod die Nymphe verwandelt. Aus den kühlen Schatten des Haines sieht man von allen Seiten auf die sonnenbeglänzte Campagna mit ihren Tempeln und Burgruinen.

Quelle und Hain sind beide wunderliebliche Pläze in der Nähe der alten Weltstadt, und ich muß sie wo möglich noch einmal besuchen.

Drei Tage später fuhren wir nach Tivoli in derselben guten Gesellschaft. Es sah am Morgen regnerisch aus, und wir besannen uns ob wir gehen sollten oder nicht. Doch wurde ein muthiger Entschluß gefaßt und der Himmel belohnte ihn. Je weiter wir kamen, um so schöner wurde es; die Lerchen begannen im freudigen Chor zu singen, und wir waren ebenfalls voll Freudigkeit. Unter den kleinen Vergnügungen des Lebens gibt es kaum eine größere, als wenn man bei einer Lustparthie das finster drohende Wetter zu guter Laune kommen sieht.

Wir fuhren zuerst nach der Villa Hadrians, einem großartigen Werk der Eitelkeit welches der mächtige römische Kaiser — nach äußerer Beurtheilung einer der glücklichsten — zur Erinnerung an die Tempel, Academien und andere merkwürdige Gegenstände erbaute, die er auf seinen Reisen in den verschiedenen ihm gehorchenden Ländern gesehen hatte. Die prächtige Villa gleicht jezt einer verödeten Stadt von zerfallenen Mauern und theilweise wohlerhaltenen Gebäuden die von ihrer außerordentlichen Größe zeugen. Die Schäze dieses Plazes, so weit sie sich fortschaffen ließen, sind schon längst nach den Museen von Rom, London, Paris, München und andern

Städten gewandert. Inmitten dieser Stadt von Erinnerungen und prächtigen Gebäuden hatte der kaiserliche Baumeister für sich selbst in einem halbkreisförmigen Tempel, der eine Aussicht auf Rom darbietet, einen Thron errichten lassen.

Aber merkwürdiger als all diese Prachtgebäude, war mir der Glaube an die Dauer und Sicherheit des menschlichen Lebens welchen diese Großen der Erde besessen haben müssen, die als Götter verehrt sein wollten und Throne und Tempel für sich errichteten.

Wir kamen nach Tivoli. Die Sonne schien glänzend zwischen fliehenden Wolken und beleuchtete die Wasserfälle, die weißschäumend über die hohen Felsen hinabrauschten, wo die Tempel der Vesta und der Sibylle in einsamer Schönheit stehen. Rings umher flüsterte der tiefe schöne Wald. Ich kann nicht beschreiben welch ein köstlicher Genuß es für mich war den ganzen Tag in angenehmer gemüthlicher Gesellschaft diese herrliche Gegend zu durchstreifen.

Ueber Tivoli, seine Wasserfälle, Villen und Tempel ist schon so viel geschrieben worden, daß ich mich ganz kurz fassen will.

Der Anio ist es der in wild jugendlicher Lust von den Sabinerbergen her, wo er entspringt, über die Felsen von Tivoli, die zum Theil aus ungeheuren versteinerten Baumstümpfen bestehen, herabtanzt und innerhalb etwa zweier Miglien eine Anzahl der hübschesten Wasserfälle bildet, die man, je nach ihrer Größe, cascate, cascatelli, cascatellini genannt hat. Sie hüpfen schäumend und singend in ein Thal hinab, wo der Anio ruhig wird und sich ein ange-

messenes Bett gräbt, von wo aus er der Tiber zuströmt. Die Straße folgt den Windungen des Thales, und Du hast auf dem ganzen Ausflug den Anblick der Wasserfälle, die zwischen Tempelruinen und Häusertrümmern, alt und grau wie die Felsen worauf sie stehen, vom Berge herabstürzen. Aber die Abhänge der Hügel grünen vom silbernen Thau der Wasserfälle, Mandel- und Pfirsichbäume schimmern mit ihren weißen und blaßrothen Kronen, wie eine elegante liebliche Stickerei auf grünem Grunde, durch das ganze Thal hindurch, wo der Anio ruhig und spiegelklar hinfließt, zwischen den rauschenden Wasserfällen und unter blühenden Obstgärten, in die Campagna hinaus, an deren äußerstem Ende der St. Petersdom sich erhebt, einsam und hoch, als wollte er mit Michel Angelo sagen: Hier liegt Rom.

Wir schlenderten in aller Gemächlichkeit herum; wir sezten uns auf die moosbedeckten Steine unter den Bäumen — unsere Augen und Ohren, alle unsere Sinne wurden von der unbeschreiblichen Schönheit und Lebendigkeit der Scene in Anspruch genommen. Wir verweilten lange — ich hätte ewig da weilen können! Gleichwohl mußten wir endlich heimkehren, aber nicht bevor wir den lezten der prächtigen Cascatellini sich von den Trümmern der Villa Mäcens herabstürzen gesehen und weiter oben auch die Villa Catulls in Augenschein genommen hatten.

Wir dinirten im Gasthof zur Sibylle. Wir empfehlen diese Sibylle allen Reisenden die ein gutes Mahl um einen anständigen Preis wünschen, und wir rathen ihnen, unserm Beispiel zufolge, dasselbe mit schäumendem Orvieto zu würzen, den wir dem

Champagner vorziehen und für ein echtes Lebenswasser erklären.

Den Cafe nahmen wir bei den Tempeln der Vesta und Sibylle, die auf der Ecke des Felsen dicht beisammen liegen. Unter ihnen fließen die Wasserfälle mit ihrem weißen Schaum. Der Vestatempel hat noch immer seinen schönen Kreis von geriefelten Säulen vortrefflich erhalten. Man kann noch jezt einen Theil der Zellen und den Plaz vor dem Altar sehen auf welchem das heilige Feuer brennend erhalten wurde. Die corinthischen Säulen des Sibyllentempels sind jezt in die Mauern einer kleinen und unschönen christlichen Kirche eingeschlossen. Es wäre besser gewesen sie auf dem Felsen unter dem hohen Himmel von welchem die Sibylle ihre Eingebungen empfing stehen oder fallen zu lassen. Der Vestatempel und das heilige Feuer das von heiligen Händen gehütet und immer brennend erhalten werden mußte, damit der Staat immer glücklich und ruhmreich blieb, ist eine Idee die für unsere Zeit nicht verloren gegangen ist, wenn sie auch nicht vollständig angenommen werden dürfte. Die Idee der Sibylle ist weniger verstanden worden. Die Sibyllen des Alterthums sind dunkle halbmythische Figuren geworden, was auch der Kirchenvater Lactantius uns davon erzählen mag. Aber Tradition und Kunst bewahren sie dennoch als alte Beweise für die Fähigkeit der Frau zu einer unmittelbaren innern Anschauung der höchsten Wahrheiten und für ihren Muth dieselben auszusprechen. Die sibyllinischen Bücher sind verbrannt, aber die Erklärung der Sibylle daß Gott ein einiges Wesen sei, und ihre Prophezeiung vom

Weltgerichte klingen für uns durch das lange, dunkle und gözendienerische Alterthum hindurch als reine Offenbarung, und ihre edlen Formen sind unsterblich geworden durch die ewige Kunst.

Ein schönerer und würdigerer Wohnsiz als hier auf diesem Felsen konnte den Vestalinnen und Sibyllen unmöglich angewiesen werden, und diese Luft, dieses Leben — beklagst du es, liebe L., daß Du nicht auch im Stande bist Dich daran zu erfreuen, daß Du nicht im Stande bist auf dieser herrlichen Höhe zu leben, mit dem Geflüster der Wälder und dem Geräusche schäumender Wasser um Dich her, geliebkost von der Sonne? Tröste Dich. Es ist nicht Alles Gold was glänzt; dieses Sprichwort erwahrt sich auch hier. Die Luft ist nicht immer, nicht einmal oft so angenehm hier, dieser Hügel ist nicht immer sonnig und ruhig. Die Luft von Tivoli steht sogar in schlechtem Rufe, Regen und Sturm kommen da sehr häufig vor. Ein römisches Sprichwort sagt:

„Tivoli di mal conforto,
O piove, o tira vento, o suona a morto.“

(Tivoli ist ein unlustiger Ort: entweder regnet oder windet es, oder hört man Todtenglocken.)

Und ich will Dir Etwas sagen. Am Morgen wo wir nach Tivoli fuhren, begegneten wir einem Wägelchen worauf zwei Männer von wildem Aussehen saßen, die Hände auf den Rücken gebunden. Es waren Räuber, wirkliche wilde Mörder und Räuber, die seit langer Zeit das Hügelland verwüstet und ausgeplündert hatten, jezt aber endlich einge-

fangen worden waren und unter Begleitung zweier berittenen Gendarmen gefesselt nach Rom gebracht wurden. Und siehst Du dort am Fuße des Albanerberges den hohen runden Hügel der mit einem dichten Häuserklumpen bedeckt ist? Das ist Rocca di Papa, der Fels des Pabstes, ein förmliches Räubernest. Die Fremden können sich, sagt man, nur mit Lebensgefahr unter diese Banditenbevölkerung von zweitausend Seelen wagen. Sie bleibt jedoch nicht immer in ihrem Felsennest, sondern zerstreut sich über das ganze Land um Raub zu suchen.

Wir fanden unsern Cafe im Sibyllentempel vortrefflich, die Landschaft rings umher unvergleichlich schön, besonders in der goldenen Pracht der Abendsonne; aber ein längeres Verweilen in der Nähe von Rocca di Papa möchte weniger angenehm sein.

Der Vollmond erhob sich wie ein goldener Schild über der Campagna, als wir am stillen Abend nach Rom zurückfuhren.

5. April.

Die heilige Woche, bei den Reformirten die stille Woche genannt, und gänzlich der geistlichen Feier einer großen und heiligen Erinnerung geweiht, ist in dem catholischen Rom die lärmendste und unruhigste vom ganzen Jahr. Man bekommt da bei der unaufhörlichen Reihenfolge von religiösen Festen und Ceremonien keine Zeit zu einem wirklichen Gottesdienst. Der massenhafte Andrang von Fremden zu diesen Festen trägt ebenfalls stark dazu bei sie in bloße Schauspiele zu verwandeln, die eben so ermüdend für den Körper als für die Seele unerbaulich sind.

Die Kirchenfeste beginnen gegen das Ende der Fastenzeit mit dem Segen der goldenen Rose. Dieses kostbare Symbol [1]) des geistigen Lebens der Kirche — die Rose von Saron und die Lilie genannt — wird zusammen mit einem Schwert und einem Hut alljährlich am vierten Fastensonntag vom Pabste gesegnet und gelegentlich irgend einem Fürsten oder einer Fürstin, die sich um den päbstlichen Stuhl verdient gemacht haben, zum Geschenk gemacht. Im Jahr 1849 wurde die Königin von Neapel damit beglückt; seit dieser Zeit, glaube ich, die Kaiserin Eugenie von Frankreich. Wenn sie in einem Jahr zufällig nicht vergeben wird, so wird sie für die nächste Gelegenheit zurückgelegt.

Hierauf kommt der Palmsonntag, wo der Pabst die Palmen segnet; dann die drei feierlichen Messen mit dem Miserere, genannt Tenebrä, in der Sixtinischen Capelle. Am Donnerstag Messe in St. Peter und päbstlicher Segen über das Volk vom Balcon der Kirche herab; hierauf die Lavanda, dann die Cena, und wiederum das Miserere. Der Freitag ist in Rom kein heiliger Tag wie bei uns. Die Läden sind offen. Man geht, wie an andern Wochentagen, seinen Geschäften nach; gleichwohl werden in den Kirchen feierliche Messen gehalten, Reliquien gezeigt, allerlei symbolische Ceremonien vorgenommen, und es findet das allerfeierlichste Miserere in der Sixtinischen Capelle statt, während dessen Absingung

[1]) Es kostet 2000 Scudi. Man weiß nicht genau wann oder bei welcher Gelegenheit diese Ceremonie eingeführt wurde, aber es wird behauptet, Leo IX. habe sie ums Jahr 1000 gestiftet.

das Licht gelöscht wird, so daß Dämmerung vorherrscht, zur Erinnerung an die Kreuzigung auf Golgatha.

Der Samstag ist vergleichungsweise ein Ruhetag. Das Feuer wird in den Kirchen gesegnet, und man gibt verschiedene symbolische Darstellungen des Lichtes preis welches der Herr Jesus in die Welt gebracht. Diese Ceremonie ist besonders prächtig in St. Peter. Am Abend strahlt die St. Paulscapelle im Vatican von Tausenden von Kerzen — eine wahrhaft prachtvolle Illustration der soeben erwähnten symbolischen Bedeutung.

Während der heiligen Woche rutscht eine Masse Volks auf den Knieen die Scala Santa hinauf; Priester spenden Absolution und Segen [1]). Die Kirchen und die fungirenden Priester sind bis Ostern in Trauer, d. h. in Dunkelblau, gehüllt. Das Osterfest und der Ostermontag zeichnen sich in Rom durch einen weltlichen Pomp und Glanz aus der nichts weniger als erbaulich wirkt; dennoch sind diese Tage im Ganzen nicht ohne einige solche Momente.

Obschon ich und meine junge Freundin allen diesen Festen anwohnten, so erhielten wir doch den vollen Eindruck nur von zweien, theils weil wir die andern nur unvollkommen oder gar nicht sahen, theils weil sie von der Art waren daß man keinen Eindruck davon bekommen kann. Das Palmsonn=

[1]) Der Generalbeichtiger sitzt in der Peterskirche und ertheilt Buße und Absolution mittelst einer langen Gerte, womit er sanft die Köpfe derjenigen berührt die vor ihm knieen um diese Art von geistlicher Strafe zu empfangen.

tagsfest in St. Peter, wo der Pabst, wie am Christtag, mit großem Pomp, umgeben von seinen Pfauenfedern — die mir eine ganz eigenthümliche Symbolik darzustellen scheinen — hinein und herausgetragen wird, war wegen seiner Länge und Einförmigkeit unendlich ermüdend. Die Lavanda z. B., d. h. die Fußwaschung im Seitenflügel von St. Peter, konnte ich eigentlich gar nicht sehen, theils wegen des großen Andrangs auf der Gallerie, theils weil ich mich nicht gewaltsam unter die Damen hineinpressen wollte, die sich bei dieser Gelegenheit wie Halbwilde und Furien benahmen. Einige meiner Landsleute die diese Ceremonie mitansahen, freuten sich über die Art wie der Pabst sie vollführte und über seinen demüthigen milden Ausdruck. Die Thatsache daß plumpe Fischer, die Apostel Christi, sich in zwölf junge weißgekleidete Priester mit sehr sorgfältig gewaschenen Füßen verwandeln, daß das Becken welches der Erlöser zum Waschen brauchte jezt in eine vergoldete Silberschale umgeschaffen ist, die ein knieender Priester Sr. Heiligkeit hinhält, wie auch daß das Waschen, Abtrocknen und Küssen der Füße der Jünger so leicht und obenhin als möglich vorgenommen wird, gehört zu dem Character dieses Schauspiels, das eher eine Parodie als eine treue Darstellung seines Vorbildes in Jerusalem ist. Eben so verhält es sich mit dem Nachtmahl; knieende Priester überreichen dem Pabst eine Speise auf einem silbernen Teller, welchen er auf einen Tisch vor die Gäste stellt, die bereits ihren Hunger befriedigt haben, aber Erlaubniß erhalten etwas wegzunehmen was sie nicht essen dürfen. Die Haltung des Pabstes

während dieser ganzen Ceremonie und sein gutmüthiger Ausdruck wurden allgemein bewundert. Der päbstliche Segen vom Balcon von St. Peter herab, eine Scene die ich sehr gut ansah, hatte etwas feierlich Imposantes; aber da diese Ceremonie am Ostertag mit größerem Pomp wiederholt wird, so will ich ihre Besprechung bis dahin verschieben.

Was ich nie vergessen, sondern als eine, wenn auch flüchtige, Wahrnehmung himmlischer Mysterien, zu tief und schön um von dem irdischen Geiste vollkommen begriffen oder von einer der Erde hingegebenen Seele behalten zu werden, stets in meinem Gedächtniß zu bewahren gedenke, das ist das Donnerstags-Miserere in der Sixtinischen Capelle. Man sagte mir es sei von Allegri [1]). Welche Töne! Welche Töne! Eine solche Musik habe ich noch nie gehört, aber es ist wahr daß ich Liebe und Leiden, das Verlangen nach Selbstaufopferung und die Freude derselben, die diesen eindringlichen Tönen glich, wirklich empfand. Die Verdunkelung der Kirche während der Musik erhöhte den Eindruck auf mein Gemüth noch bedeutend, und mein Geist lag gänzlich in der Macht der Töne und den geistigen Tiefen die sich darin offenbaren. Es wäre unmöglich länger darin zu verweilen und am Leben zu bleiben.

Das Gedränge und die Ermüdung dämpften indeß die Gefühle. Kaum jedoch war die Messe vorüber, so wurden dieselben aus dem Himmelreich hin-

---

[1]) Dasselbe das Mozart dermaßen entzückt haben soll, daß er, als man ihm die Noten zu zeigen wagte, im Stande war sie in einer einzigen Nacht vollkommen aus dem Gedächtniß niederzuschreiben.

aus und in eine Wachtstube gejagt durch die Rohheit womit die Schweizer Soldaten in ihrem officiösen Eifer Plaz für die Königin Marie Christine machten, welche keuchend, kurzathmig und jezt sehr häßlich geworden, die Treppe herabwankte.

Später am Tage sahen wir die glänzende Beleuchtung der St. Paulscapelle.

Ende des dritten Bandes.

Bremer, Friederike

Reisebilder aus der Schweiz und Italien Von Friederike Bremer. Deutsch von G. Fink

Bd.: 3

Stuttgart 1861